

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Duker-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 5

São Paulo, 28. Juli 1911

VII. Jahrg.

Politisches.

Der Deputierte Irineu Machado ist von seiner Erholungsreise nach der alten Welt zurückgekehrt, neugestärkt wahrscheinlich zu weiteren Kämpfen gegen den Tyrannen im Cattetepalast, und mit neuen Plänen, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Ruy Barbosa hat die Rückkehr seines treuen Schildknappen jedenfalls schon lange mit Sehnsucht erwartet, denn die übrigen Zivilisten sind zwar sehr gute Leute und suchen ihren Herrn und Meister nach Kräften zufrieden zu stellen, aber es kann doch keiner mit Irineu Machado verglichen werden, weder Barbosa Lima, der als Leader der Minorität entschieden Fiasko gemacht hat, noch Antunes Maciel, welcher diesen im Amte abgelöst hat. Irineu Machado, den man früher nur als Revolverhelden kannte und der in der Kammer wenig hervortrat, da sich wegen seiner Vergangenheit alle möglichst fern von ihm hielten, hat sich während der Wahlkampagne als ein äußerst geschickter Parlamentarier entpuppt. Er hat es wie kein anderer verstanden, der vorigen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, besonders bei der Beratung des „Caso do Rio“, der infolge seiner systematischen Opposition, welche aller Anstrengungen der Regierung und des damaligen Leader Seabra spottete, nicht zur Abstimmung kommen konnte.

Diese Angelegenheit ist auch jetzt noch nicht erledigt und Irineu kommt gerade noch zurecht, an den bevorstehenden Debatten teilzunehmen. Bisher hat die Opposition sich darauf beschränkt, stillschweigend zu obstruieren, da es wohl keiner der Zivilistenführer übernehmen wollte, die lärmende Obstruktion Irineus wie im vorigen Jahre zu dirigieren. Das wird nun anders werden, denn wahrscheinlich wird der feurige Deputierte alsbald tatkräftig eingreifen und wieder Leben in die Bude bringen. Bisher ist es aber auch gar zu langweilig in der Kammer hergegangen. Früher hatte man wenigstens das Vergnügen, täglich eine oder mehrere saftige Oppositionsreden zu lesen zu bekommen. Bis heute haben wir auch das entbehren müssen, und geleistet hat die Kammer trotzdem noch nichts. Die Kongreßsession dauert nun schon über zwei Monate,

ohne daß irgend etwas von Belang zustandegebracht worden wäre. Nun, Irineu Machado wird das Versäumte jedenfalls bald nachholen, sodaß wir bald anüsantere Sitzungen haben werden.

Wie die Zivilistenblätter glauben machen wollten, ist die Regierung infolge der Rückkehr des Deputierten in großer Unruhe. Man fürchtet ihn angeblich außerordentlich und hat sogar auf Mittel und Wege gesonnen, ihn für immer unschädlich zu machen. Man hat es angeblich auch versucht, ihn durch allerhand Versprechungen in das Regierungslager hinüber zu ziehen. Das ist natürlich weiter nichts als Phantasie der Zivilisten, welche dadurch Irineu mit dem Glorienschein der Unbestechlichkeit umgeben wollen. Kein Mensch hat daran gedacht, Irineu zu bekehren, aus dem einfachen Grunde, daß man ihn gar nicht braucht. Die Regierung hat in beiden Häusern des Kongreßes eine so große Majorität, daß sie des fluminenser Deputierten sehr gut entbehren kann. Da nun Irineu unbestechlich ist, sucht die Regierung ihn auf andere Weise unschädlich zu machen, wie die Zivilistenpresse mit großer Dreistigkeit behauptet. Es war nach diesen Behauptungen geplant, den gefürchteten Deputierten bei seiner Ankunft in Rio ermorden zu lassen. Im Gedränge — Irineu würde natürlich von einer tausendköpfigen Menge mit größter Begeisterung empfangen werden — wollte man einen Auflauf inszenieren und bei dieser Gelegenheit sollte ihn irgend ein gedungenes Individuum auf irgend eine Weise für immer stumm machen.

Die Zivilistenpresse ist von Anfang an sehr fruchtbar in allen möglichen Schreckensgerüchten gewesen. Der jetzigen Regierung sowie auch der vorigen hat man die schlimmsten und finstersten Pläne angedichtet, besonders während des Belagerungszustandes. Wie aber alle Welt weiß, ist weder Irineu Machado, noch dem großen Ruy noch irgend einem anderen Zivilisten irgend etwas passiert und auch jetzt denkt die Regierung nicht im entferntesten daran, irgend einem Zivilistenchef ein Haar zu krümmen, da ja absolut kein Grund vorliegt, einem derselben zu nahe zu treten.

Klassisch sind die Beweise, welche die Zivilistenblätter für die Behauptung vorbringen, daß irgend ein finsterer Plan gegen Irineu geschmiedet wor-

den sei. Als nämlich der Dampfer eintreffen sollte, mit dem der Depulirte erwartet wurde, sahen die Reporter der Zivilistenblätter, den übrigen blieben sie sonderbarer Weise verborgen, am Caes Pharooux eine Menge höchst verdächtiger Individuen, welche angelegentlichst nach der Hafeneinfahrt hinüberspähten und offenbar den angezeigten Dampfer erwarteten. Noch verdächtiger machten sich diese Leute dadurch, daß sie wiederholt mit den ebenfalls am Hafen erschienenen Polizeibeamten sprachen. Das waren offenbar die von der Polizei gedungenen Capangas, welche die Ankunft ihres Opfers erwarteten. Diese ganze Geschichte war weiter nichts als eine plumpe Erfindung, denn man wußte hier, ebenso gut wie es die Zivilisten wußten, daß Irineu mit dem „Amazon“ eintreffen würde, welcher erst am 13. ds. Mts. zu erwarten war. Geradezu lächerlich war das Gebahren einer Zeitung, welche in außerordentlicher Entrüstung über die durch oben erwähnte Anwesenheit von Polizisten am Hafen den Bundespräsidenten für das Leben Irineus verantwortlich machte.

Der langersehnte Irineu ist endlich am 13. d. M. in Rio eingetroffen. Wie zu erwarten war, bereiteten ihm seine Anhänger einen glänzenden Empfang. Viele Deputierten hatten sich am Hafen eingefunden, um ihren Kollegen zu begrüßen und auch viel Volk hatte sich angesammelt. Als der Deputierte am Caes Pharooux ankam, wurde er mit Hochrufen empfangen und man vergaß auch nicht, Ruy Barbosa hochleben zu lassen. Es wurden auch mehrere Reden gehalten und dann begab sich Irineu, von vielen Wagen begleitet, nach seiner Wohnung. Von Polizei, Capangas und Ruhestörern, welche den Empfang nach Angabe der Zivilisten stören und eine Gegenmanifestation veranstalten sollten, war nichts zu bemerken. Das schadet aber nichts und wird die Oppositionsblätter nicht abhalten, die Wahrheit ihrer Behauptungen zu versichern. Man wird jetzt einfach sagen, daß die Regierung durch das vorzeitige Bekanntwerden ihres Planes an seiner Ausführung verhindert worden sei, und daß der Zivilistenpresse das Verdienst gebühre, ein weiteres Verbrechen der Regierung verhindert zu haben.

Zum Glück gibt es wenig Leute, welche solchen Verdächtigungen Glauben schenken. Es ist in dieser Hinsicht schon so unglaublich viel zusammengelogen worden, daß schließlich auch einfältige Gemüter merken müssen, worauf es abgesehen ist. Die Angriffe und Verdächtigungen dieser Presse werden der Regierung deshalb wohl auch wenig Kummer machen.

Schweizer Original-Bericht.

Bern, 1. Juli.

Entgegen den vielfach verbreiteten Zeitungsmeldungen, daß die Ratifikation der Gotthard-Konvention sowohl in Italien wie in der Schweiz gesichert sei, können wir aus bestunterrichteter Quelle mitteilen, daß die Situation immer noch sehr ernst sei. Die wiederholten Angriffe des Generals Perruchetti im Mailänder „Corriere della Sera“ wegen den schweizerischen Befestigungen an der Südfront, sind auch nicht dazu angetan, die Stimmung hüben und drüben besser zu gestalten. Und der italienischerseits

kürzlich unternommene Versuch, in der Frage des Ostalpendurchstiches (Splügen oder Greina) durch den Gotthard-Vertrag auf die Schweiz einen Druck auszuüben, und zwar zu Gunsten des Splügenprojektes, ist von der schweizerischen Presse aufs entschiedenste zurückgewiesen worden. In der italienischen parlamentarischen Kommission für die Frage des Ostalpendurchstiches, die dieser Tage in Montecitorio zu einer Beratung zusammengetreten war, äußerten sich die Abgeordneten Pantano und Cernunati dahin, daß sich Italien für die ihm äußerst ungünstige Gotthard-Konvention im Ostalpendurchstich eine Kompensation sichern müsse, indem es dem Vertrag die Ratifikation versagen solle, bis die Schweiz über die Ausführung des Splügenprojektes bindende Zusagen gemacht habe. Da sich die Kommission darüber nicht einigen konnte, wurde die ganze Angelegenheit der permanenten Kommission für auswärtige Verträge überwiesen, der augenblicklich auch die Prüfung der Gotthard-Konvention obliegt. In der Schweiz rechnet man nun mit der Möglichkeit, daß diese beiden Fragen miteinander verquickt werden. Selbstverständlich würde dies zu neuen Komplikationen führen, da die Frage des Ostalpendurchstiches in der Schweiz noch nicht spruchreif ist, und an eine endgültige Ratifikation des Gotthard-Vertrages im Laufe dieses Jahres dürfte dann nicht mehr gedacht werden.

Graf d'Aunay, der französische Gesandte bei der Eidgenossenschaft, dessen Abberufung schon seit einiger Zeit bekannt war, hat am letzten Samstag Bern in fluchtähnlicher Abreise verlassen. Nachmittags überreichte er in einer Abschiedsaudienz dem Bundespräsidenten sein Abberufungsschreiben und Abends saß er schon im Pariser-Express, ohne die Einladung zu dem Abschiedsdiner, das ihm der schweizerische Bundesrat offeriert hatte, angenommen zu haben. Man hat hier diese überstürzte Abreise mit der Ministerkrise in Paris in Zusammenhang gebracht. Graf d'Aunay ist bekanntlich Senator und ein intimer Freund Clemenceaus. Uebrigens wird man dem bisherigen Vertreter Frankreichs in der Schweiz ein gutes Andenken bewahren. Man rechnet es ihm hoch an, daß es ihm gelungen ist, Präsident Fallières zu seinem letztjährigen Besuch zu veranlassen. Auch die beiderseits befriedigend zu Ende geführten Verhandlungen zwischen der Schweiz und Frankreich über die Zufahrtslinien zum Simplon sind nicht zum kleinsten Teil ein Verdienst des Grafen d'Aunay.

Auf der Konferenz zu Algeciras wurde die Schweiz als neutrales Land beauftragt, für die Marokkanische Polizei einen Chef zu stellen. Der schweizerische Bundesrat hat den Obersten Müller mit dieser Mission betraut. In der Person des Hauptmann Fischer wurde ihm ein Adjutant beigegeben. Bis jetzt hat jedoch die Schweiz an ihren beiden Marokkohelden wenig Freude gehabt. Zwischen den beiden Offizieren brachen sehr bald persönliche Zwistigkeiten aus und die oberste Behörde der Schweiz hat immer vollauf damit zu tun gehabt, ihre Händel zu schlichten. Nun ist dieser Tage neuerdings ein Stoß Akten aus Tanger eingetroffen, und zwar eine dicke Beschwerde des Oberst Müller gegen Fischer und von Fischer fast ein halbes Dutzend Petitionen mit Spitze gegen seinen Vorgesetzten Müller. Der Herbstsession der eidgenössischen Räte wird es obliegen, diese marokkanische Mohrenwäsche zu

waschen. Im Berner Bundeshaus trägt man sich übrigens schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken um, dem grausamen Spiel durch die Rückberufung des Marokkoinpektors und seines Adjutanten ein Ende zu machen. Dies wäre schon im Interesse des Ansehens der Schweiz im Ausland.

Mit der Abschaffung der Lebensmittelzölle in der Schweiz beschäftigte sich die am 22. dieses in Frauenfeld tagende Delegiertenversammlung des Verbandes schweizerischer Konsumvereine, zu der auch zahlreiche Delegierte und Vertreter von ausländischen, speziell deutschen und österreichischen Konsumvereinen erschienen waren. Diese Tagung war insofern interessant, als sie durch eine einstimmig angenommene Resolution zur brennenden Frage der Lebensmittelteuerung in der Schweiz präzise und unzweideutig Stellung nahm. Diese Resolution hatte folgenden Wortlaut:

Die Delegiertenversammlung des V. S. K. zieht in Erwägung: 1. Durch die schutzzöllnerischen Tendenzen unserer Bundesgesetze und deren importfeindliche Handhabung wird die regelmäßige Versorgung der schweizerischen Bevölkerung mit Lebensmitteln und anderen notwendigen Bedarfsartikeln nicht nur verteuert, sondern auch sonst erschwert und zum Teil unmöglich gemacht. 2. Bei der heutigen allgemein herrschenden Teuerung belastet diese in Verletzung klarer Vorschriften der Bundesverfassung erfolgte Begünstigung einer kleinen Zahl von Produzenten gerade die bedürftigsten Kreise der Bevölkerung in unerträglicher Weise. Die Delegiertenversammlung des V. S. K. erhebt deshalb im Interesse der Volksgesundheit und der Erhaltung der Erwerbsfähigkeit der schweizerischen Bevölkerung Protest gegen diese schutzzöllnerischen Tendenzen. Sie beauftragt die Verbandsbehörden, sei es für sich allein, sei es in Verbindung mit anderen Organisationen, alle diejenigen Schritte zu tun, die geeignet sind, sowohl heute wie in Zukunft den Gebrauch staatlicher Machtmittel zur Erschwerung oder zum Verbot der Einfuhr notwendiger Lebensmittel und Bedarfsgegenstände unmöglich zu machen. Ein Zusatzantrag aus der Mitte der Versammlung, lautend: „Die Verbandsbehörden werden beauftragt, für den Fall, daß von anderer Seite eine Verfassungsinitiative auf Abschaffung der Lebensmittelzölle ergriffen wird, diese Bewegung kräftig zu unterstützen,“ wurde in gesonderter Abstimmung mit großem Mehr angenommen.

Die Ein- und Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte in Deutschland 1910.

Die soeben veröffentlichten statistischen Tabellen des Spezialhandels Deutschlands mit dem Auslande im Jahre 1910 geben mit noch größerer Genauigkeit als früher die Warengattungen, die Gewichtsmengen, die Werte und die Herkunft der ein- und ausgeführten Waren an. Die genaue Spezialisierung des Zolltarifs von 1906, der nicht weniger als 946 Gruppen von Waren aufzählt, ist für die Zwecke der Statistik durch Unterteilung noch weiter gegliedert. Ueber die Herkunft der Länder sind genaue Ermittlungen angestellt, und es werden nicht weniger als 99 Ländergebiete unterschieden. Diese geographische Gruppierung hat sogar auch ein ge-

wisses politisches Interesse. So werden zum Beispiel „die herrenlosen Gebiete“ im nördlichen Eisencere, Spitzbergen, die Bäreninsel usw. zu Norwegen gerechnet. Cypern wird zu Großbritannien Kreta zur Türkei, Aegypten, die Sinaihalbinsel und der ägyptische Teil des Sudan werden als besondere Gruppen gefaßt, Korea und das Pachtgebiet Liaotung aber trotz ihres eigenen Zollsystems zu Japan gerechnet; die Philippinen, Suluinseln und Guam erscheinen als besonderes Gebiet. Australien ist unter den vier Rubriken: „Australischer Bund“, „Uebrigtes Britisches Australien“, „Deutsch-Australien“ und „Französisch-Australien“ aufgeteilt. Finnland erscheint noch getrennt vom europäischen Rußland; ebenso ist Helgoland nicht zu Deutschland gerechnet, wohl aber das im Zollverein ans deutsche Reich gebundene Luxemburg.

Von den zwanzig Abschnitten der sachlichen Einteilung der Einfuhr und Ausfuhr sind nicht alle von gleichem Interesse. Wir greifen nur Einzelheiten heraus, die auf den landwirtschaftlichen Entwicklungszustand Deutschlands Licht werfen. Da ergibt sich zunächst, daß in Deutschland noch immer mehr Roggen gebaut wird, als in diesem Lande der Schwarzbrotesser konsumiert wird. Einer Einfuhr von 3,89 Millionen Doppelzentnern im Werte von 42½ Millionen Mark (meist aus Rußland) steht eine Ausfuhr von 81/5 Millionen Doppelzentnern im Werte von 111¾ Millionen Mark gegenüber, und auch da erscheint neben den Niederlanden, Dänemark und Norwegen das europäische Rußland an hervorragender Stelle. Auch Frankreich und Belgien haben einen starken Konsum an deutschem Roggen. Daß in der ersten Wahlkampagne des Jahres 1910 in England solche Fabeln über die Un genießbarkeit des Roggenbrots verbreitet werden konnten, wird bei der ganz geringfügigen Einfuhrmenge dieser Getreideart nach Großbritannien (nur 1/8 soviel wie nach dem kleinen Belgien) erklärlich. Dagegen ist Deutschland für Weizen auf einen großen Importüberschuß (23½ gegen 24/5 Millionen Doppelzentner) angewiesen; auch da ist Rußland weit aus der Hauptlieferant. Bei Hafer balanzieren sich Einfuhr und Ausfuhr. Für Gerste bezahlt aber Deutschland über 300 Millionen Mark und für Mais 61 2/3 Millionen Mark an das Ausland. Meist ist es allerdings Futtergerste, die importiert wird; aber auch trotz des hohen Zolles wird in Deutschland nicht soviel Braugerste produziert, wie im Lande konsumiert wird. Der Wert des exportierten deutschen Bieres und Malzes erreicht nicht den der für Brauzwecke importierten Gerste. Für Reis ist Deutschland ein wichtiges Durchgangsland, weil seine Reismühlen die Politur für viele, den Reisproduktionsländern näher gelegenen Länder (zum Beispiel für Kuba allein im Werte von fast 8 Millionen Mark) besorgen. Daß die Deutschen starke Kaffeetrinker sind, beweist der Importwert des Rohmaterials im Werte von 176 1/2 Millionen Mark gegen weniger als 6 Millionen für Tee. Wie für Kaffee, so ist auch der Kautschuk, den Deutschland im Werte von 222¼ Millionen Mark bezieht, Brasilien der Hauptlieferant.

Für vom Ausland importierte Pferde zahlt Deutschland jährlich über 100 Millionen Mark. Meist sind es schwere Arbeitspferde aus Dänemark und Belgien. Interessant ist, daß für einen aus Frankreich importierten Zuchthengst 240.000 M. und für

zwei englische zusammen 220.000 Mark bezahlt worden sind. Ganz gewaltig sind die Summen, die Deutschland für tierische Nährstoffe an das Ausland entrichtet. Allein für Schweineschmalz 69½ Millionen Mark, wovon 63 3/10 Millionen Mark nach den Vereinigten Staaten gehen. Gesalzene Heringe braucht Deutschland für 39 3/5 Millionen Mark; über die Hälfte davon kommen aus Großbritannien, ein Drittel aus den Niederlanden, nur noch ein Zwölftel aus Norwegen, der früheren Hauptquelle. Darin reflektiert sich die geänderte Richtung der Heringzüge. Für frische Milch und Butter zahlt Deutschland an das Ausland jährlich 134 Millionen Mark, wovon die Hälfte auf Dänemark und die Niederlande fallen; für Eier sogar 167 Millionen, und unter den Lieferanten erscheint sogar das ferne China. Zu noch ganz anderen Summen schwellen aber die Kosten der importierten Schafwolle an. Für diesen Spinnstoff zahlt Deutschland jährlich 390 Millionen Mark aus Ausland, davon über zwei Drittel an den Australischen Bund, ein Viertel an Argentinien. Dieser gewaltigen Einfuhr steht in der Ausfuhr kaum ein Zehntel des Wertes gegenüber, da es sich dabei meist um Spezialitäten handelt. Der Ueberschuß der Einfuhr an Pelzwerk erreicht 123 Millionen Mark, wovon die Hälfte aus den Vereinigten Staaten kommt. So häuft sich bei dem Vergleiche der Ein- und Ausfuhr landwirtschaftlicher Rohprodukte ein gewaltiger Ueberschuß der Einfuhr zusammen, wie ihn kein anderes Land außer England zeigt.

Einen Ausgleich dieses Mankos der heimischen landwirtschaftlichen Produktion Deutschlands erwarten wir in den weiteren Verarbeitungen der Naturprodukte zu Mehl, Kleie, Oel, Stärke, Zucker, Branntwein, Wein, Bier und Zigaretten. Das trifft auch zum Teil zu. Dem Ueberschuß des Mehlexportes steht dann aber wieder der kolossale Bedarf Deutschlands an Kleie (für 102 4/5 Millionen Mark) entgegen, der das Plus mehr als aufhebt. Ebenso ist es bei den Oelprodukten, wo der Import von Oelkuchen zu Zwecken der Viehfütterung mit 92 3/4 Millionen Mark den Ausschlag gibt. Der Wert der deutschen Stärkeausfuhr ist zu gering, um das Bild zu verändern. Erst die Ausfuhrprodukte der deutschen Zuckerindustrie fallen mit 200 Millionen Mark ins Gewicht. Wein, Branntwein und Tabak halten sich in Einfuhr und Ausfuhr ziemlich die Wage.

Würde sich es also bei dem Außenhandel nur um die Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft handeln, so würde Deutschland bei seinem Riesenkonsum von Jahr zu Jahr mehr an das Ausland in Schulden geraten. Aber bei den übrigen 19 Abschnitten ist das Verhältnis von Import und Export doch ein anderes, und obwohl jedes von ihnen an Wert den Produkten der Landwirtschaft weit nachsteht, erreichen doch die Ausfuhrüberschüsse zusammen eine Ziffer, die das Manko dann beinahe wieder ausgleicht, so daß bei einem Gesamtaußenhandel von 16 2/3 Milliarden die Einfuhr nur um ein Geringes höher ist als die Ausfuhr, so daß die Zahlungsbilanz Deutschlands durch die Erträge seiner Anlagen im Auslande und seiner Schifffahrt hergestellt werden kann.

Berliner Brief.

Berlin, Ende Juni 1911.

Hinans ins Freie lockt das Wetter, und Berlins Völkerscharen werden dem willkommenen Rufe freudig folgen. Diesmal war es ihnen ja sehr erleichtert, in aller Ruhe Ausschau zu halten, wohin sie die Schritte lenken wollen: die Reise-Ausstellung gewährte Anregung in Hülle und Fülle, gab für nah und fern geeignete Winke, ließ auf das bequemste durch die unentgeltlich verteilten, gedruckten Führer und Hinweise einen Ueberschlag der Zeit und Kosten machen. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese Ausstellung die ihr vorgeschriebenen praktischen Ziele auch wirklich erreicht, und man muß bedauern, daß sie nicht, wenn auch in kleinerem Umfange, zu einer ständigen, ihren Inhalt von Zeit zu Zeit wechselnden Einrichtung werden kann; damit würde tatsächlich eine oft genug sich fühlbar machende Lücke im Weltstadtbilde ausgefüllt werden. Ihrem Namen in jeder Beziehung Ehre machend, wird in wenigen Wochen die Reise-Ausstellung selbst auf Reisen gehen und ihre wesentlichsten Teile in anderen großen Städten zur Schau stellen. Gewiß wird man sie dort auch offiziell freundlicher begrüßen, als es hier der Fall gewesen, denn man hat sich, was die Vertreter von Krone, Staat und Stadt anbelangt, herzlich wenig um sie gekümmert. Auf den tatsächlichen Erfolg des Unternehmens war dies von keinerlei Einfluß, wohl aber fühlen sich die Kommissare der fremden Staaten, welche letztere für das gelungene Werk erhebliche Mittel aufgewendet, durch diese Nichtbeachtung verletzt. Jene Zurückhaltung der Mitglieder unseres Kaiserhauses wie der Behörden läßt sich dadurch erklären, daß mancherlei frühere Ausstellungen in den Hallen am Zoo ausgesprochensten Reklamecharakter hatte, man vermutete in diesem Falle ähnliches und bewahrte jene „passive Resistenz“, wie es in dem wunderbaren österreichischen Zeitungsdeutsch, das sich in einigen unserer großen Blätter Heimatsrecht erworben, heißt. Vielleicht bedarf es nur eines Hinweises von geeigneter Seite an den betreffenden Stellen, um schnell alle Mißstimmung verschwinden zu lassen. Die kaiserlichen Begrüßungs-Worte an den famosen „Travellerklub“, dem wir von vornherein mit Mißtrauen gegenüberstanden, zeigen, daß es oft einzig auf solchen „Hinweis“ ankommt!

Berlin übt ja sonst gern warme Gastfreundschaft aus, zu der sich in kurzem abermals Gelegenheit findet. Lina aus 60, allen Berufskreisen angehörnden Männern bestehende türkische Studienkommission wird demnächst unsere Reichshauptstadt besuchen und allerhand Groß-Berliner als vorbildlich betrachtete Einrichtungen besichtigen; daß man auf die Liste der letzteren auch eine Pumpstation gesetzt, ist wohl nur aus Irrtum geschehen — da sind uns, soweit wirs auch schon darin gebracht, die verehrlichen Osmanli denn doch über! Den Türken, denen ein festlicher Empfang in Berliner wie im Charlottenburger Rathause bereitet werden soll, folgen zahlreiche Mitglieder amerikanischer Handelskammern, die gleichfalls genaue Einblicke gewinnen wollen in unsere kommunale Verwaltung und

in die soziale Fürsorge. Die Herren aus dem Reiche des Halbmondes wie aus dem Dollarreiche werden bei uns auf den genannten Gebieten viel zum Lernen finden, falls nicht bloß, wie es schon recht häufig der Fall gewesen sein soll, der Zweck die Mittel heiligt und es sich nur um eine vergnügte Spritzfahrt handelt. Dagegen dürften die Vertreter des Berliner Magistrates und der Stadtverordneten-Versammlung, die sich, einer Einladung des Stockholmer Stadtparlaments folgend, gegenwärtig auf schwedischem Boden befinden, in Stockholm wie in Göttingen verschiedenere Neues kennen lernen. Das auch für Berliner Verhältnisse von Wichtigkeit ist, in manchem sind uns ja die beiden Städte voraus, so in der Einrichtung der Volksschulen in gesundheitlicher Beziehung und in der musterhaften Anlage großer Volksbäder wie Sportplätze.

Daß die „Pfleger des Sports“ auch recht einträglich sein kann, ersah man aus den Mitteilungen gelegentlich der Verhaftung des Herrn Jakob Rothstein — er nennt sich aber lieber Jacques Rostin, was unlegbar fremdartig-interessanter lautet! —, der ja nach Stellung einer genügenden Summe bald wieder aus dem „Kittchen“ entlassen wurde. Ueber eine halbe Million Mark hätte, wenn alles gut gegangen wäre, der Gewinn betragen, den Herr Jakob Rothstein aus seiner „Idee“ gezogen, Berlin mit dem gewaltigen, glänzend eingerichteten Sportpalast in der Potsdamerstraße beglückt zu haben. Nun, nach allerhand recht fatalen Enthüllungen, wird es wohl etwas weniger werden, aber der Hauptanschlag dürfte gemacht worden sein, und die Aktionäre wie Lieferanten haben vorläufig das Nachsehen. Wieder einmal wurde hier aufgedeckt, wie derartige „großartige“ Gründungen ins Werk gesetzt werden, und mit welcher Leichtigkeit sich sonst recht vorsichtige Geschäftsmänner finden, die sich aus Angst um andere Wettbewerber nicht schnell genug an der neuen, neuesten, allerneuesten Sache beteiligen können. Der richtige Mann muß es nur richtig verstehen, wie es Herr Jakob Rothstein verstanden hat. Er galt als ein glückbringender Unternehmer, der mit „weitem Blick“ alles recht forscher anzufassen wußte und für den es ein Nichtgelingen scheinbar gar nicht gab. Er hatte die „Idee“, den großen Gewinn abwerfenden Eispalast in der Lutherstraße zu übertrumpfen, flugs wurden die geeigneten Grundstücke gefunden und tüchtig mit Hypotheken belastet, der Tamtam wurde geführt, die Lieferanten erhielten für ihre Einrichtungsgegenstände Anteilseine und gaben wohl gar noch bares Geld, mit welchem die nötigen Ausgaben bestritten wurden, . . . und eines Abends kamte in rauschender Weise die Eröffnung der jüngsten Berliner „Sensation“ stattfinden! Wenige Monate darauf ist die Pleite da, stehen Millionen Mark auf dem Spiele! Der Fall ist typisch für das moderne Berlin, das lieberhaft nach immer glänzenderen Errungenschaften einer Weltstadt lechzt und ganz vergißt, daß Fieber stets ein Anzeichen von Krankheit ist!

Aber darüber sieht man bei uns gern hinweg und nimmt ohne Bedenken hin, was der Tag, was die Abende, die Nächte bringen, wenn nur das Unterhaltungsprogramm seine Bereicherungen erfährt; auf welche Weise dies geschieht, ist „schmuppe“! Der herrliche Mai, wie wir ihn so wonnig und sonnig seit langem nicht gehabt, hat übrigens früher, als sonst, Berlin vor die Tore geführt, dies natürlich

bildlich genommen. In den letzten Tagen übte Potsdam seine ganz besondere Anziehungskraft aus, da für unsere Nachbarstadt nicht bloß Paradedag, sondern auch Blumentag unter dem Protektorat der Prinzessin August Wilhelm von Preußen angesetzt war, und das reiche Programm tausend junge Damen als Verkäuferinnen von Blumen und Postkarten, Militärkonzerte auf den Plätzen, Verkauf von Erfrischungen an verschiedenen Stellen unter freiem Himmel, einen Wagenkorso auf der Kaiser Wilhelmstraße, ferner das Erscheinen der kaiserlichen Familie in Aussicht gestellt hatte. „Das ist dem Berliner sein Fall“, wie es in einem alten, vielge-sungenen Kuplett heißt, und so waren bereits die Züge, die am frühen Morgen gegen Potsdam rollten, proppervoll.

Und die Besucher wie Besucherinnen kamen auf ihre Kosten, falls sie nicht gar zu oft und zu tief in die Sendirbeinkleider und -röcke gegriffen — wozu es allerdings nicht an Gelegenheit gefehlt hat. Schon am Bahnhof empfingen uns die „Weißgekleideten“, deren Gefährtinnen uns den ganzen lieben langen Tag hindurch — mit unserer vollständigen Einstimmung in Ruhe ließen, sei's auf den festlich geschmückten Straßen, in den schattigen Parkalleen, im stillen, altdeutschen Weinstübel, im lebensgefährlich überfüllten Kasino, in welchem das lebenswürdige, sich herzlichster Sympathien erfreuende Prinz August Wilhelmsehe Ehepaar Blumen und Karten verkaufte, sei's beim Korso in der Kaiser Wilhelm-Straße. Letzterer bildete den Glanzpunkt mit seinem farbigen Hin und Her, mit seiner Fülle eleganter und bekannter Erscheinungen aus der Hofwelt, mit holden Damen und Offizieren aller Waffen, mit prächtigen, fast ausnahmslos margueritengeschmückten Gefährten und schönen Rößlein. Sämtliche in Potsdam und Berlin anwesende Prinzen und Prinzessinnen sowie viele andere Fürstlichkeiten nahmen teil, der Kronprinz zu Pferd, dagegen wurde vergeblich das Kaiserpaar erwartet, das sich wohl durch die Krankheit des Prinzen Joachim hatte zurückhalten lassen.

Wer mit dem allen noch nicht genug hatte und noch nicht ermüdet war, konnte dem zur sechsten Abendstunde auf dem bewaldeten Brauhausberg stattfindenden Heimatspiele „Der eiserne Heiland“, das Axel Delmar verfaßt und inszeniert, beiwohnen, auch damit das gute Werk des Blumentages fördernd, da ihm die Hälfte der Einnahme zufließt. Unter rauschenden Eichen befinden sich die Plätze und vor der ärmlichen Hütte des Schmiedes Hagen, vor der ein eisengeschmiedeter Heiland hängt, nach welchem die Schmiede ihren Namen empfangen, spielen sich die volkstümlich-wirksamen Szenen während und nach der Schlacht bei Kunersdorf ab. In tiefstem Unglück, der Verzweiflung nahe, gewinnt der Alte Fritz aus dem treuen Glauben des Volkes an ihn und die Zukunft seines Preußenlandes die eigene Festigkeit wieder, ein besiegt und doch ein siegreicher Held, neuen Taten, neuem Ruhm und neuer Größe entgegenstreitend! — Mit freudiger Hingebung widmet sich alt und jung dem Spiel, das markig ausklingt — bei der Wanderung zum Bahnhof suchen unwillkürlich die Augen das altersgraue Gotteshaus da unten, jenseits der Havel, in dessen Gruft der Große König schläft: „Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt“!

In einer anderen Nachbarstadt, dem freundlich-altertümlichen Bernau, wird jetzt gleichfalls an be-

stimmten Tagen im amnütigsten Frühlingsrahmen ein Volksstück, „Die Hussiten vor Bernau“ von Rudolf Lorenz, der auch die Aufführungen leitet, unter Mithilfe aller Bürgerkreise gegeben und findet starken Zuspruch. Echte Heimatluft weht in dem geschickt zusammengestellten Schauspiel und in seiner Darstellung, auf deren buntes Getriebe die zernürrten Mauern und kernigen Türme des alten Städtchens, dessen Einwohnerschaft dereinst die sengenden und mordenden Eindringlinge aus Böhmen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, herablicken. — In kurzem reiht sich Pichelswerder mit dem Eberhard Königschen Volksschauspiel „Albrecht der Bär“ an, das zwischen den hochragenden Kiefern an den rauschenden Havelwellen die Eroberung dieses Stückes brandenburgischer Erde schildern wird.

In Berlin kam Alt-Griechenland zum Wort! Auf den von Reinhardt inszenierten „Oedipus“ folgte an der gleichen Stelle, im Zirkus Basel, der erste Teil der „Orestie“, um dessen möglichst klassisch-sinn-gemäße Wiedergabe sich Prof. v. Willamowitz-Möhlendorf, dieser jugendlich-weißhaarige, begeisterte Herold des Altertums, redlich bemüht. Ach, sie hatte nur nicht viel genutzt, diese Mühe, die dem „Agamemnon“ gegolten! Das Ganze fing mit Trubel an und hörte nicht mit Jubel auf, so gern man auch die Ermahnungen Professors v. Willamowitz befolgt hätte, „dem heiligen Spiel mit Andacht zu folgen“. Nein, das war beim besten Willen nicht möglich, zu groß waren die Ungeschicklichkeiten, die man beim ganzen Arrangement, — u. a. waren viele Eintrittskarten doppelt gedruckt und verkauft worden, was unliebsamste und lärmende Erörterungen hervorrief! — bei der Inszenierung, bei der Wahl der Künstler und Künstlerinnen gemacht. Einzelnes ergriff wohl durch die Macht des Wortes und der Phantasie unser Inneres, banale Störungen verwischten jedoch gar zu schnell die willig hingegenommenen Eindrücke. Es hätte nicht viel gefehlt, daß eine echte und rechte Ukstimmung — so rief man zum Schluß Reinhardt hervor!! — den Abend, dem man mit großen Erwartungen entgegen gesehen, beschlossen hätte! Es war kein Heldenstreich und wir erhoffen keinerlei Fortsetzungen!

Wiener Brief.

Von Emmy Stricker.

Wien, 24. Juni.

Die Hauptstadt steht ganz unter dem Eindrucke der Reichstagswahlen, welche eine allgemeine Ueberraschung, die vollständige Niederlage der Christlich-Sozialen brachten. Schon am 13. Juni, dem Tage der Hauptwahl, zeigte sich ein vollständiger Umschwung in der Gesinnung der hauptstädtischen Bevölkerung. Aber eine so gründliche Abfuhr, wie der gestrige Stichwahltag den bisherigen unbeschränkten Machthabern applizierte, hatte niemand erwartet. Von 33 Mandaten fielen bloß 3 der christlich-sozialen Partei zu, welche bisher 20 inne hatte. Auch in Niederösterreich erlitt diese Partei große Verluste. In Wien sind ihre sämtlichen Führer: der Handelsminister Dr. Weiskirchner (der bereits seine Demission überreicht hat), der Landmarschall von Niederösterreich Prinz Liechtenstein, der Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Pattai, der Bürgermei-

ster Dr. Neumayer, der Vize-Bürgermeister Hierhammer, die Landesauschüsse Professor Sturm, Bichlowlawek und Steiner gefallen. Die drei letzten Mohikaner sind Größen dritten Ranges. Der politische Chef der Partei, Dr. Gessmann, unterlag im Bezirke Mistelbach. Die Partei hat also ihre sämtlichen Führer verloren und besteht nur mehr aus bäuerlichen Abgeordneten. Die Vertretung der Hauptstadt ist an die Sozialdemokraten und freisinnigen Deutschen übergegangen. Der deutsche Freisinn hatte im ganzen Reiche einen Elrentag. Die Zahl seiner Mandate hat sich um ungefähr 30 vermehrt und zwar teils auf Kosten der Christlich-Sozialen, teils auf jene der Sozialisten, welche ungefähr ein halbes Dutzend Abgeordnetensitze verlieren. Der deutsche Nationalverband ist jetzt die stärkste Partei des Abgeordnetenhauses und hat deshalb Anspruch auf den Präsidentensitz. Auch die Klerikalen der anderen Nationen haben eine starke Einbuße erlitten und weist das neue Haus daher einen überwiegend liberalen Charakter auf. Die Ursachen der überraschenden Wendung sind die Korruptionsaffären der Christlich-Sozialen und die Teuerung, welche durch das Ueberwiegen des agrarischen Einflusses auf sämtlichen Gebieten der Lebensführung die Bevölkerung bedrückt. Die Christlich-Sozialen haben die städtischen Interessen an die Agrarier verraten, und da auch der Glanz und die Agitationskraft des verstorbenen Parteigründers Dr. Lueger fehlten, fielen dem Volke die Schuppen von den Augen und es erkannte in den Christlich-Sozialen die verkappten Klerikalen und Agrarier. — In diesem Wahlkampfe waren die freisinnigen Deutschen scharfe Gegner der Christlich-Sozialen auch dort, wo es sich um einen Sozialisten handelte. Die Folge dieses Verhaltens der Deutschnationalen ist eine Lockerung der Arbeitsmajorität. Die Christlich-Sozialen haben bereits erklärt, daß sie nicht mehr mit dem deutschen Nationalverbande zusammenarbeiten wollen, sondern eine Politik der „freien Hand“ befolgen werden. Diese Situation kann leicht zu einer Krise des Gesamtkabinetts führen. Schon hat auch der Eisenbahnminister Dr. Glombinski, dessen engere Partei, die Allpolen, bei den Wahlen unterlegen ist, seine Demission angekündigt. Es stehen jedenfalls bedeutsame Veränderungen bevor.

In der äußeren Politik beherrschen der albanesische Aufstand und die Reibungen der Türkei mit dem kleinen aber aufgeblasenen Montenegro das Interesse unserer Diplomatie. Oesterreich-Ungarn, dem jetzt die Aufrechterhaltung des status quo im Orient am Herzen liegt, hat der Türkei freundschaftliche Ratschläge erteilt, den Aufstand der Albanesen durch Entgegenkommen und Milde zu beendigen. Die Türkei hat in Befolgung dieser Ratschläge Amnestie verkündet und den Malissoren eine goldene Brücke gebaut. Dies scheint jedoch dem auf die Verlegenheiten der Türkei lauernden Montenegro wider den Strich zu gehen. Die Malissoren werden von Montenegro gehetzt und es droht ernstlich zu einem bewaffneten Konflikte Montenegro's mit der Türkei zu kommen. Die Großmächte suchen beruhigend auf Montenegro einzuwirken; denn ein solcher Konflikt kann leicht zu einer europäischen Konflagration führen.

Das Derby ist vorüber, und die elegante Welt von Wien beginnt sich zu verflüchtigen. Die wenigen Zurückbleibenden — es sind allerdings noch immer

zwei Millionen — begnügen sich, des Abends und an den Sonn- und Feiertagen die herrliche Umgebung aufzusuchen. Seit zwei Jahren besitzt Wien ein „Strandbad“, genannt „Gänsehäufel“. Weit unten zwischen dem regulierten Donaustrom und einem Arme des alten Donaubettes entdeckte man einen großen Sandplatz, auf welchem das Strandbad errichtet wurde. Viele Tausende pilgern täglich hinaus, um Sand- und Sonnenbäder zu nehmen und in den Donaufluten Abkühlung zu finden. Am frequentiertesten ist das sogenannte Familienbad, ein Raum für beide Geschlechter. Dort werden nur Ehepaare mit Familienangehörigen eingelassen; doch werden nicht etwa die Familiendokumente geprüft, und es bringt sich mancher eine ihm gerade zusagende „Gattin“ mit. Es geht nun dort beiläufig so zu, wie auf dem Strande von Ostende und es entwickelt sich ein durch die Wiener Gemütlichkeit angeregtes „Strandleben“. Viele bleiben den ganzen Tag unten, da auch für Essen und Trinken reichlich gesorgt ist. Ein Strandleben an der Grenze der Weltstadt, mit allen Ungebundenheiten eines Seebades, ist gewiß eine Spezialität, um die die Wiener zu beneiden sind.

Ich schließe für heute mit dem Versprechen. Ihren Lesern das nächste Mal von den bedeutendsten österreichischen Kurorten zu berichten.

Von der Marine.

Zu den Hauptaufgaben der jetzigen Regierung gehört die Reorganisation der Kriegsmarine. Sie hat es gleich zu Anfang erfahren müssen, wie leichtsinnig und unklug es ist, die teuren und gefährlichen Kriegsmaschinen unzuverlässigen Mannschaften anzuvertrauen, welche im Besitz derselben viel mehr eine Gefahr als ein Schutz für das Land sind. Es hat sich nur zu bald gezeigt, daß die Bedenken, welche damals, als das Flottenprojekt auftauchte, von verschiedenen Seiten, besonders auch in der deutschbrasilianischen Presse erhoben wurden, wohl begründet waren. Heute ist man geneigt, der Marineverwaltung die ganze Schuld an dem Fiasco zuzuschreiben, und besonders den letzten Marineminister Admiral Alexandrino de Alencar macht man für den jetzigen Zustand der Marine verantwortlich. Es ist aber nicht zu leugnen, daß auch der Kongreß einen großen Teil der Schuld zu tragen hat. Als seinerzeit der bereits verstorbene Deputierte Laurino Pitta die Flottenvorlage einbrachte, herrschte eine allgemeine Begeisterung, und man konnte das schöne Projekt, welches der Eitelkeit aller Patrioten, besonders aber der Marineoffiziere, schmeichelte, nicht schnell genug in die Tat umsetzen. Es wurde gar nicht danach gefragt, ob das Projekt auch durchführbar sei, ob die vorhandenen Mannschaften für die neue Flotte ausreichend und genügend vorgebildet seien, sondern es wurde einfach im ersten Taumel der Begeisterung darauf los bestellt. Allerdings werden wohl auch die Herren Engländer, denen das famose Geschäft von vorneherein sicher war, dazu beigetragen haben, daß man zur sofortigen Ausführung des Planes schritt. Die damalige Regierung, welche dicht vor der Uebergabe stand, wollte den Ruhm, die Ausführung des Planes begonnen zu haben, nicht ihren Nachfolgern



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörrgemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörrgemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

überlassen und so kam es, daß der Marineminister noch in den letzten Tagen seiner Amtsführung die Dreadnoughts in Bestellung gab. Kurz vor dem 15. November reiste eine Kommission von Marineoffizieren nach England, um den Bau derselben zu überwachen. Die Kommission war noch nicht an ihrem Bestimmungsort angelangt, als sie von dem neuen Marineminister zurückberufen wurde. Man hoffte nun, der neue Minister werde den Plan abändern und den Bau der Flotte auf eine Reihe von Jahren verteilen, um nicht nur dem Lande die Zahlung der ungeheuren Baukosten zu erleichtern, sondern vor allem auch, um Zeit zu gewinnen, eine genügende Zahl von Mannschaften für die neuen Schiffe zu beschaffen und auszubilden. Daran hat aber auch der neue Minister nicht gedacht. Er war zwar mit dem Plane nicht ganz einverstanden; jedoch richteten sich seine Bedenken nur gegen die Armierung und Panzerung der Dreadnoughts, für welche er einen neuen Plan ausarbeitete. Als ein seiner Verantwortung bewußter Offizier hätte er unbedingt darauf dringen müssen, daß das Projekt nach und nach ausgeführt werde. Vor allem hätte er den Bau der großen Panzerschiffe bis zuletzt aufschieben müssen. Es hätte dadurch viel Unheil verhütet werden können. Durch die Kurzsichtigkeit seiner Vorgänger ist der jetzige Marineminister in die üble Notwendigkeit versetzt, wieder ganz von vorne anfangen zu müssen, da weder die Offiziere, mit Ausnahmen natürlich, noch die Mannschaften genügend befähigt sind, den Dienst auf den vielen neuen Schiffen so zu versehen, wie es für die Instandhaltung der Schiffe und die Kriegsbereitschaft der Marine nötig ist. Glücklicherweise scheint der Admiral Marques de Leão gerade der rechte Mann dazu zu sein, die gemachten Fehler wieder gut zu machen. Nach allem, was man bisher von ihm gehört und gesehen hat, ist er ein Mann von klarem Blick, der sich nicht scheut, die vorhandenen Mißstände ohne Beschönigung aufzudecken und für deren Abstellung mit aller Energie zu sorgen. In seinem Bericht

an den Präsidenten, welcher viel und sehr günstig besprochen worden ist, zählt er die Hauptübel, an denen unsere Marine krankt, auf und gibt zugleich auch die Mittel und Wege an, die allein dazu führen können, die Marine auf die Höhe zu bringen, auf welcher sie schon wegen der hohen Summen stehen müßte, die das Land dafür aufgebracht hat. Seine Hauptforderungen sind: Beschaffung der nötigen Mannschaften durch Aushebung, wie es das neue Militärgesetz vorschreibt; Einstellung einer Kommission von ausländischen Marineoffizieren zur besseren Ausbildung der Offiziere und Mannschaften; Verjüngung des Offizierkorps. Hoffentlich gelingt es ihm aber auch, dieselben durchzuführen. Am schwierigsten wird es wohl sein, das Engagement der „Grande Missão“ durchzusetzen. Dagegen sträuben sich viele Patrioten mit aller Macht, da man es sonderbarer Weise für eine Schande hält, sich von Ausländern belehren zu lassen. Die Einstellung von Instruktoren für die Armee scheint man ja aus diesem Grunde schon ganz aufgegeben zu haben; es ist deshalb wenig Hoffnung vorhanden, daß sich die Regierung zur Einstellung von Marineinstruktoren entschließen wird. Zur Durchführung seiner beiden anderen Forderungen hat der Marineminister bereits einleitende Schritte getan. Die Vorarbeiten für die Durchführung des Dienstpflichtgesetzes in der Marine haben bereits begonnen, und jetzt hat der Minister dem Bundespräsidenten auch schon einen Entwurf unterbreitet, nach welchem die Verjüngung des Offizierkorps vor sich gehen soll. Marschall Hermes hat diesen Entwurf alsbald an die Deputiertenkammer weitergegeben, wo derselbe wahrscheinlich bald zur Beratung kommen wird, das heißt wenn die Minorität es gestattet, welche in der letzten Zeit wieder Obstruktion treibt, um die Annahme des Senatsbeschlusses zu verhindern, durch welchen der jetzige Präsident des Staates Rio de Janeiro als rechtmäßig anerkannt werden soll. Nach dem Vorschlag des Ministers soll das Offizierkorps aus folgenden Chargen bestehen: 4 Vizeadmirale, 8 Kontreadmirale, 15 Kapitäne zur See, 20 Fregattenkapitäne, 70 Korvettenkapitäne, 200 Kapitänleutnants, 200 Premierleutnants. Die Zahl der Unterleutnants soll, wie bisher, unbeschränkt bleiben und die Charge eines Admirals soll nur im Kriegsfall besetzt werden. Für die verschiedenen Chargen des aktiven Offizierkorps ist eine Altersgrenze vorgesehen, welche für die Vizeadmirale 60 Jahre beträgt. Wenn ein Offizier diese Grenze erreicht hat, wird er entweder pensioniert, oder wenn er noch dienstfähig ist, dem „Quadro Extraordinario“ zugeteilt, um im internen Dienst, in der Superintendenz, im Hafendienst usw. Verwendung zu finden. Solche Offiziere sollen nur im Kriegsfall zum aktiven Dienst herangezogen werden. Der Vorteil dieser Neuordnung ist ein doppelter. Einmal werden die jüngeren Offiziere schneller in die höheren Stellen einrücken können, und dann werden die aktiven Offiziere nicht mehr Stellen bekleiden müssen, in welchen sie ihrem eigentlichen Beruf entzogen und dem Dienst auf den Kriegsschiffen entfremdet werden.

Der Plan des Marineministers, der vielleicht in einigen Punkten geringfügiger Abänderungen bedarf, wird gewiß die Zustimmung der aktiven Offiziere, wenigstens der jüngeren, finden, und es ist zu hoffen, daß der Kongreß denselben in der Hauptsache annimmt.

Wagner-Zyklus in Paris.

(Original-Bericht.)

An dem Orte, wo Richard Wagner seine bittersten Enttäuschungen erlebt hat, in Paris, feiert jetzt das Genie dieses Mannes, der trotz vieler menschlicher Schwächen ein Großer in seiner Kunst war, seine schönsten Triumphe.

Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß die Erst-Aufführung des „Lohengrin“ an der Großen Oper zu Paris nicht zu Ende geführt werden konnte, so tobte der von chauvinistischen Boulevard-Blättern wie dem „Matin“, „La libre parole“ und anderen aufgehetzte Pöbel im und vor dem Theater. Nur einem plötzlich herabstürzenden Gewitterregen, der mit seinen Wasserfluten kühlend auf die erhitzten Gemüter wirkte, ist es zu danken, daß die erregten Massen damals nicht vor die deutsche Gesandtschaft zogen. Und heute? Welch ein Umschwung, wenn nicht in der Stimmung unserer Nachbarn jenseits der Vogesen und gegenüber, so doch in der Anerkennung und in dem Verständnis, welches sie nun dem deutschen Meister entgegenbringen, der dem Musikleben der letzten beiden Jahrzehnte den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat.

Und wenn die Große Oper zu Paris einmal etwas anfängt, dann fängt sie es recht an.

Die Direktoren bringen, zum ersten Male in Frankreich, die Wagnersche Tetralogie (Rheingold, Walküre, Siegfried und Götterdämmerung) zur Aufführung, und zwar in zwei Zyklen, von denen der erste von Mottl, der zweite von Nikisch dirigiert werden sollte, beides Dirigenten von allererstem Namen und Bedeutung.

Leider wurde für den ersten Zyklus eine Aenderung unvermeidlich, da Mottl erkrankte und an seine Stelle Felix Weingartner, der bisherige Dirigent an der Wiener Hofoper, treten mußte.

Der Erfolg scheint in jeder Beziehung gewährleistet. Die Kasseneinnahme des ersten Abends überschritt 30.000 Franken und das Haus war bis auf den letzten Platz verkauft. Ein — man möchte sagen — „religiöses“ Schweigen herrschte im großen Saal, als der Vorhang sich teilte und die Rheintöchter um den Felsen mit dem Rheingold ihre schwebenden Tänze vollführten.

Wie nicht anders zu erwarten, waren die szenischen Leistungen allerersten Ranges und in jeder Hinsicht vollendet. Auch die Solisten, bis auf van Dyck französische Künstler, leisteten Gutes, teilweise sogar sehr Gutes. Ueber alles Lob erhaben war jedoch das Orchester unter Weingartners Führung.

Während der ganzen Aufführung schwieg jeder Applaus, um sich beim Schluß der Oper um so lebhafter zu gestalten. Der Vorhang hob sich viele Male und das Publikum ruhte nicht, ehe nicht Weingartner selber mehrfach herausgetreten war. Fürwahr ein schöner Erfolg für unseren deutschen Meister und für den Dirigenten.

In ähnlicher Weise verliefen die Aufführungen der weiteren drei Opern, welche den Zyklus beschließen. Die gesamte Presse ist einig in ihren Lobesausdrücken und man erwartet einen noch größeren Zudrang zu dem demnächst beginnenden Zyklus, den Nikisch dirigieren wird. Ein Vertreter des „Figaro“ hat sich Weingartners Eindrücke und Ur-

teile über die von ihm geleiteten Wagnerfestspiele erbeten. Danach hätte Weingartner zunächst allerdings nicht wenig Bedenken gehabt, ob er ein Ensemble finden würde, durchdrungen von Wagnerischer Tradition, und ebenso, ob das Orchester der Oper genügend diszipliniert sein werde. Nicht weniger fürchtete er, daß das Pariser Publikum den umgekürzten Aufführungen der „Walküre“ und des „Siegfried“ nicht gewachsen sein werde. „Aber,“ fährt Weingartner fort, „im Gegenteil habe ich an der Oper höchst bemerkenswerte Elemente gefunden. Das Orchester hat mit nur einer einzigen Probe alles erreicht, was ich wünschen konnte, wie es mir bisher nur das Orchester an der Hofoper zu Wien geboten hat. Ebenso ist das Ensemble der Künstler ausgezeichnet. Zwischen Sänger und Orchester besteht ein Einverständnis, das mich entzückte.

Der „Figaro“ seinerseits sagt, daß die Direktoren der Oper, angesichts der Erkrankung Mottls sich sofort des einzigen Orchesterdirigenten versichert haben, der in stände war, die Abwesenheit Mottls vergessen zu machen, eben Weingartner.

Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wenn nun einmal das Stadttheater in S. Paulo nur von einem italienischen Opernensemble eingeweiht werden soll, warum dann nicht wenigstens mit Wagner-Opern unter der Leitung einer Autorität wie Felix Weingartner. Ob er nach S. Paulo kommen würde, ist eine andere Sache, aber ein Versuch in dieser Richtung wäre schon der Mühe wert, damit das Stadttheater endlich seiner Bestimmung zugeführt wird, nämlich der Kunst zu dienen, nicht goldgierigen Impresarios.

Die Gummikrisis.

Die Lage des Gummimarktes macht der Regierung, den Regierungen der interessierten Staaten und dem Handel schwere Sorgen. Es ist infolgedessen in der letzten Zeit unendlich viel darüber geschrieben worden und allerlei Pläne sind eronnen worden, um dem Gummihandel aufzuhelfen und vor allem auch demselben eine gesicherte Zukunft zu garantieren, welche durch die Konkurrenz, die Gummipflanzer von Ceylon, Java, Indien, den malayischen Inseln und den deutschen Kolonien, schwer bedroht ist. Schon unter der vorigen Regierung hatte der damalige Ackerbaumminister Dr. R. Miranda verschiedene Anordnungen getroffen, welche darauf hinarzielten, den Gummibestand zu erhalten, die Anpflanzung von Gummibäumen zu fördern und die Produktionskosten zu verringern. Es scheint aber bei den Anordnungen geblieben zu sein; denn man hat seitdem nichts mehr davon gehört. Etwa zur selben Zeit hat auch die Staatsregierung von Para ein Gesetz erlassen, welches den Gummipflanzern große Vergünstigungen zusichert und auch der Verwüstung der Gummibestände Einhalt tun soll. Es haben sich daraufhin auch mehrere Gesellschaften gebildet, welche sich mit dem Anbau von Gummi befaßen, u. a. auch eine deutsche mit Sitz in Straßburg.

Durch alle diese Maßregeln ist aber dem Gummi nicht viel geholfen worden, denn die Hauptfrage ist jetzt die, wie Brasilien sich der drohenden Konkurrenz erwehren soll, welche nach Berechnung von

Sachverständigen bis zum Jahre 1916 etwa 75.000 Tonnen Gummi auf den Markt bringen wird, gegen rund 40.000 Tonnen, die Brasilien jetzt alljährlich produziert.

„Jornal do Commercio“ hat in diesen Tagen mehrere Artikel über diese wichtige Frage veröffentlicht, wovon einer aus der Feder des amerikanischen Sachverständigen Parcival Farquhar stammt. Welche Bedeutung der Gummi für die ökonomische Lage des Landes hat, zeigt Farquhar gleich zu Anfang seines interessanten Artikels. Er schreibt: „Im Jahre 1910 erreichte der Gummielexport Brasiliens die Summe von 24 Millionen Pf. Sterl., während der Gesamtexport 63 Millionen betrug und der des Kaffees 23,5 Millionen. Es ist klar, daß irgend ein Zufall oder Unglück, durch welches der Gummielexport verhindert werden würde, für das Land die schlimmsten finanziellen Folgen haben könnte, um so mehr, als die Ausgaben immer mehr anwachsen und die Verbindlichkeiten durch die vielen Anleihen der Union, der Staaten und Municipien immer mehr zunehmen. Obwohl die Bundesregierung diese Lage wohl zu kennen scheint, ist doch noch nichts geschehen, um der Anleihewut der Staaten und Municipien Einhalt zu tun. Argentinien hat vor einigen Jahren in der europäischen Presse bekannt machen lassen, daß die Regierung für die Anleihen der Provinzen keinerlei Garantie übernehme. Brasilien sollte dasselbe tun; wird es aber möglich sein, die Regierung von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes zu überzeugen?

Der Wert des Exports wird durch die fortgesetzten Anleihen nicht geschädigt, beim Gummielexport wird es jedoch anders sein, wenn nichts zur Besserung der Lage getan wird. Die Gummipflanzungen im Orient etwa 600.000 Acres, werden bis 1916 ca. 75.000 Tonnen Gummi liefern können, gegen 30 bis 40.000 Tonnen, welche Brasilien jetzt liefert. Und dabei scheint die brasilianische Produktion trotz der hohen Preise nicht zuzunehmen“. (Die Schätzung auf 600.000 Acres scheint übrigens sehr gering angenommen zu sein, da dieselbe schon im Jahre 1909 auf 595.000 Acres geschätzt wurde, nämlich Ceylon mit 190.000, die malayischen Inseln mit 250.000, Java, Sumatra und Borneo mit 92.000, Indien mit 25.000 und die deutsch-afrikanischen Kolonien mit 38.000 Acres. — 2½ acres sind 1 Hektar. A. d. R.)

Nach Farquhar ist die Produktion des Gummis in Brasilien bedeutend teurer als im Orient, teils aus Gründen, welche die eigentümlichen Verhältnisse im Amazonengebiet mit sich bringen, welche nicht so leicht geändert werden können, teils aber auch aus Gründen, welche leicht abgeändert werden können, wenn sich die Bundesregierung und die Staaten Amazonas und Para ernstlich mit der wichtigen Angelegenheit befassen wollten. Die drei Hauptursachen der Verteuerung des Gummis sind: 1. der Exportzoll von 22 Prozent ad valorem, der im Acregebiet und den genannten Staaten erhoben wird, während im Orient gar kein Exportzoll erhoben wird; 2. der hohe Preis der Lebensmittel im Gummigebiet, wo keinerlei Cerealien angebaut werden. Diese hohen Preise sind die Folge der außerordentlichen Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel seit 1905, da die Zölle seit dieser Zeit für Reis auf 502 Prozent, für Kartoffeln auf 338 Prozent, für Zwiebeln auf 122 Prozent, für Bohnen auf 161 Prozent, für Butter auf 117 Prozent, für Speck auf 66 Prozent, für Konserven und Kleidungsstücke auf 50

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

———— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. ————

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 450 Mark ab Santos Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam, Antwerpen ab Santos Rs. 150\$500 (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer) — Von Europa Mark 180 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 144\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrteu usw. erteilen die Agenten:

Zerrenner, Bülow & Co., S. Paulo und Santos
Herm. Stoltz & Co., Rio de Janeiro.
Carl Hoepoke & Co., São Francisco do Sul.
Aseburg & Co., Itajaby.

Behrmann & Co., Bahia.
Neesen & Co., Pernambuco.
Herm. Stoltz & Co., Maceió.

Prozent erhöht wurden. Im Orient wird keinerlei Zoll auf Lebensmittel erhoben. Dort werden dieselben in großem Maßstabe angebaut, sind also billig, sodaß infolgedessen auch die Löhne niedriger sind. 3. die allzuhohen Transportkosten infolge des Küstenschiffahrtsgesetzes. Das Amazonasgebiet hat 50.000 Kilometer schiffbare Strecke, welche eigentlich die billigste Transportgelegenheit mit der Welt bieten müßte. Ein Schiff von 300—500 Tonnen muß nach dem Gesetz dieselbe Besatzung haben, wie ein Ozeandampfer von 1000 Tonnen.

Wenn diese drei Hindernisse beseitigt werden würden, könnte der brasilianische Gummi sehr wohl mit dem des Orient konkurrieren. „Jornal do Commercio“ gibt Farquhar vollkommen recht, führt aber noch andere Maßregeln von untergeordneter Bedeutung an, z. B. Prämien für eine Anpflanzung bestimmter Anzahl von Gummibäumen usw., wie sie in dem Projekt Lyra Castro angegeben sind. Das Blatt schließt mit den Worten: „Nichts von Konferenzen und Kongressen, noch von Anleihen und Spezialzöllen. Die Krise ist leicht zu überwinden, und zwar mit gesundem Verstand und durch schnelles und energisches Handeln. Alles andere sind täuschende Palliativmittel, durch welche nichts endgültig gebessert werden kann.“

Die Ausführungen Farquhars und des Journals verdienen volle Beachtung, jedoch dürfte es doch nicht so leicht sein, die genannten drei Hauptursachen der Krise zu beseitigen. Die einzige, welche schnell und ohne große Schwierigkeiten gehoben werden könnte, ist die Verbilligung der Frachten durch Abänderung des Küstenschiffahrtsgesetzes. Dieses unsinnige Gesetz schädigt nicht nur den Gummihandel empfindlich, sondern drückt auf den gesamten In-

nenhandel in einer Weise, die aller Welt bekannt ist, nur nicht unseren Vätern des Vaterlandes. Man hört so viele Klagen über das Schoßkind der Regierung, den geliebten Lloyd Brasileiro, ohne daß es bisher gelungen wäre, denselben zu einem einigermaßen brauchbaren Verkehrsmittel zu machen. Der Lloyd ist und bleibt eine verfahrenre Karre und wenn die Regierung auch noch so viele finanzielle Opfer für denselben bringt. Der Lloyd hat eben auch unter den unsinnigen Bestimmungen des Gesetzes zu leiden und so lange diese bestehen bleiben kann von einer wirklich billigen Fracht keine Rede sein. Warum müssen gerade die brasilianischen Schiffe eine Besatzung haben, wie sie keine Marine der Welt aufzuweisen hat? Sind die einheimischen Matrosen vielleicht so wenig leistungsfähig, daß man hier die doppelte Zahl gebraucht, als anderswo? Das wird doch sicher niemand behaupten wollen. Der Grund ist vielmehr in der Furcht vor den Ausländern zu suchen, welche unter einigermaßen lohnenden Verhältnissen mit den einheimischen Gesellschaften in Konkurrenz treten und diese schädigen könnten. Beispiele haben wir ja schon in der Freitas-Linie und dem Cruzeiro do Sul gehabt, welche durch das Küstenschiffahrtsgesetz schließlich genötigt waren, ihre Schiffe an den Lloyd zu verkaufen. Man hält es eben für besser, den Handel und Verkehr dauernd zu schädigen, als ausländischem Kapital Gelegenheit zu geben, die Küstenschiffahrt zu dem zu machen, was sie in einem Lande mit so ausgedehnter Küste schon längst sein müßte. Paciencia!

Ueberseeische Postnachrichten

— Im kanadischen Zensus-Bureau sind Berichte eingelaufen, welche für das nordwestliche Territorium, eine Strecke von 400 Meilen entlang der westlichen Küste der Hudson Bay, nördlich von Fort Churchill bis Chesterfield Julet und landeinwärts so weit, wie die Jäger und Eskimos vordringen, eine Bevölkerung von 1800 Personen per 100.000 Quadratmeilen erschen lassen. Von der Gesamtbevölkerung dieses Gebietes sind nur etwa 200 Weiße, die übrigen sind Eskimos und einige wenige Indianer. In weiteren zehn Jahren, wenn die Hudson Bay-Eisenbahn die Strecke durchzieht und mit der Entwicklung der Hudson Bay als Handelsroute zwischen Europa und dem westlichen Kanada wird der Zensus vielleicht mehr Tausende Weiße ergeben, als jetzt Hunderte dort ansässig sind, bis jetzt aber ist das Gebiet, mit Ausnahme der arktischen und antarktischen Regionen, eines der am wenigsten besiedelten der Welt. Der Distrikt von Ungava, der sich von der östlichen Küste der Hudson Bay bis Labrador erstreckt und ein Areal von 34.000 Quadratmeilen umfaßt, ist gleichfalls letzten Winter von der berittenen Polizei gezählt worden, der Bericht ist aber noch nicht eingeliefert. Man veranschlagt die weiße Bevölkerung dort auf eine Person per 1000 Quadratmeilen. Im fernen Norden werden die Eskimos und sonstigen Bewohner noch gezählt, ebenso im westlichen Hinterland. Mit Ausnahme dieser Außenposten hofft der Zensus-Kommissär bis Ende Juli alle Berichte zusammenstellen zu können. Man erwartet, daß dieselben eine Bevölkerung von etwas über acht Millionen ausweisen werden, gegen 5.371.315 nach dem Zensus von 1901.

— Die Carnegie-Stiftung für Lebensretter hat einen schönen Gebrauch von ihren reichen Mitteln in einem außergewöhnlichen Fall gemacht. Ein aus Böckingen stammender Arbeiter Wilhelm Mai, der zu einer Reserveübung in Heilbronn eingezogen war, büßte bei dem Versuch, einen Menschen aus den Wellen des Neckars zu retten, das Leben ein. Nun erhielt das siebenjährige Söhnchen des Wilhelm Mai, das inzwischen auch noch Vollwaise geworden war, aus der Carnegie-Stiftung eine Prämie von 2000 Mk. zu Erziehungskosten.

— Der derzeitige Bestand der preußischen Sparkassen übersteigt zehn Milliarden Mark. Seit dem Jahre 1875 hat sich die Summe der Einlagen verzehnfacht.

— Der Millionär Stok in New-York hatte sich verheiratet. Die Schauspielerinnen Lilian Graham und Ethel Konrad, die sich grausam enttäuscht sahen, forderten von ihm ihre Liebesbriefe zurück. Stok war wohl passionierter Sammler solcher Dokumente, oder er fürchtete ihre Veröffentlichung in den Blättern (was in Amerika beliebt ist), jedenfalls wies er die beiden Schönen ab. Diese drangen nun in seine Wohnung ein und versuchten den untreuen Geliebten totzuschießen. Stok wehrte sich nach Kräften gegen die Uebermacht und er hätte vielleicht auch die Ueberhand gewonnen, wenn nicht im entscheidenden Moment des interessanten Ringkampfes seine japanischen Diener hinzugekommen wären. Diese, an Galanterie gegen Damen gewöhnt, glaubten, ihr Master sei der Angreifer und rissen ihn von den Damen zurück. Das wurde zum Verhängnis, denn nun schossen die Bühnenheldinnen wirklich ihre Brownings ab; die eine

nahm Stoks rechtes Bein, die andere sein linkes aufs Korn, und als gute Amerikanerinnen trafen sie sicher. Ein gerichtliches Nachspiel ist nun die Folge der ganzen Komödie.

— In Boppard erschloß der praktische Arzt Dr. Schmoll einen Patienten und dann sich selbst. Dr. Schmoll war bereits seit zwanzig Jahren in Boppard tätig und genoß das allgemeine Vertrauen. In den letzten Wochen zeigte der vielbeschäftigte Arzt eine tiefe seelische Depression, die anscheinend auf Nervenstörungen zurückzuführen war. Er wurde deshalb von seinem Schwiegersohn in der ärztlichen Praxis abgelöst. In der letzten Zeit waren verschiedene anonyme Denunziationen eingegangen, und Dr. Schmoll glaubte sich infolgedessen überall von Feinden umgeben. Sein Zustand grenzte nahezu an Verfolgungswahnsinn, und in einem solchen Anfall hat er dann auch wohl seinen Patienten, einen gewissen Sülzer, den er zum ersten Male untersuchen sollte, erschossen, in der Annahme, daß er der Urheber der Denunziationen sei.

— Aus Minsk wird gemeldet: Im Städtchen Korelitschi ist das Zentrum der Stadt von einer Feuersbrunst heimgesucht worden. 300 Häuser sind verbrannt. Von einem weiteren Schadenfeuer wird aus Dallas (Texas) berichtet: Der größere Teil der 2000 Einwohner zählenden Stadt Whitewright ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden. 70 Häuser sind vernichtet, andere beschädigt. Verluste an Menschenleben sind nicht zu beklagen.

— Ein scheußliches Verbrechen ist in Eberbach am Neckar begangen worden. Wie ein Telegramm meldet, wurden in einem Steinbruch ein Mädchen und ein Knabe im Alter von zehn Jahren mit aufgeschlitztem Leib lebensgefährlich verletzt aufgefunden. Die bestialischen Täter sind entkommen. Drei Polizeihunde nahmen ihre Spur auf. Zwei Brüder, Bahnbrucharbeiter aus Neckarelz, wurden verhaftet.

— Auf dem Posener Gefängnishofe wurde kürzlich der Raubmörder, Artist Dudzynski, der den Fleischermeister Koscielski am 11. August v. J. in einem Walde bei Posen durch einen Revolverbeschuß getötet und beraubt hat, von dem Scharfrichter Schwietz aus Breslau hingerichtet. Der Hinrichtungsakt, der auf 6 Uhr angesetzt war, mußte auf 7 Uhr verschoben werden, da der Delinquent in selbstmörderischer Absicht sich eine Fußverletzung beigebracht hatte. Sein Transport zum Schafott erfolgte mit der Tragbahre. Er simulierte mehrfach Ohnmachtsanfälle, allerdings ohne Erfolg. Sein bei der Eröffnung des Vollstreckungstermines bestätigter Gleichmut wich vor dem Hinrichtungsakt großer Aufgeregtheit. Den Beistand eines Geistlichen hatte er abgelehnt.

— Aus Bern meldet man: Im Ständerat gab der Bundesrat Forrer, Chef des Eisenbahndepartements, die Erklärung ab, der Bau des zweiten Simplontunnels, der sieben Jahre danern wird und auf der Basis von Einheitspreisen erfolgen soll, werde demnächst zur Konkurrenz ausgeschrieben werden. Es werde versucht, mit der Unternehmerfirma Brandt, Brandau & Cie. in Winterthur, die den ersten Simplontunnel herstellte, die Vereinbarung zu treffen, daß sie auch den Bau des zweiten Tunnels übernimmt.

Wochenschau.

S. Paulo, Dienstag, den 18. Juli.

— Der Vertreter der landwirtschaftlichen Genossenschaften des Staates Minas Geraes Heinemann in Antwerpen sandte am 22. Juni folgenden Bericht an das Ackerbausekretariat: Am 1. Juli 1912 werden die Marktvorräte in Berücksichtigung der Ernteaussichten sein: Sichtbarer Vorrat 1. Juli 1911 11.500.000 Sack, Produktion in Brasilien 1911-1912 13.500.000 Sack, Produktion der anderen Länder 1911-1912 4.000.000 Sack. Der Verbrauch vom 1. Juli 1911 bis 1. Juli 1912 ist anzunehmen auf 19 Millionen Sack. Hierzu kommt mindestens 1 Million Sack zur Ergänzung der Vorräte der Produzenten, die heute ausverkauft haben und sich völlig von Ware entblößt sehen. Der sichtbare Vorrat am 1. Juli 1912 wird also höchstens 9 Millionen Sack betragen. Hiervon bilden 5 Millionen die eiserne Reserve des Valorisationskomitees, 1.500.000 den Vorrat der Händler in Santos, weil auf Grund des Gesetzes im Jahre 1912 nur 10 Millionen Sack ausgeführt werden dürfen. Es ergibt sich also folgende Schätzung für 1. Juli 1912: Sichtbarer Weltvorrat 9 Millionen Sack, hiervon Valorisationsstock 5 Millionen Sack, Santosstock 1.500.000 Sack, zur Verfügung der Händler bleiben also 2.500.000 Sack. Auch hiervon gehen erfahrungsgemäß noch kleinere Quantitäten ab, welche von den Ländern des spanischen Amerika zurückgehalten werden. Heinemann folgert nun, daß der Preis anno 1912 auf 100 Franken steigen wird, ein Preis, wie er seit 1890-1891 nicht mehr da war.

— Der russische Gesandte in Rio P. Maximow, der vor einiger Zeit S. Paulo, Santos, Iguape und die Kolonie Pariquera-assu besuchte, ist über die Eindrücke in diesen Orten, das Entgegenkommen und die Liebenswürdigkeit der Beamten und die hohe Kultur die er überall antraf, sehr entzückt und richtete an den Staatspräsidenten ein ausführliches schmeichehaftes Dankschreiben.

— Einen ergötzlichen Hereinfall unserer Stadtoberhäupter berichtet die hiesige Platea. In einer Gesellschaft von Stadträten und städtischen Ingenieuren stellte ein Herr, der nur eben die Anfangsgründe der Ingenieurwissenschaften kennt, die Behauptung auf, der Neubau Ecke Quinze de Novembro, Ecke Travessa do Commercio, stehe nicht auf der Baulinie. Ungläubiges Kopfschütteln. Das ist bei unserer Munizipalkammer unmöglich. Der Herr schlägt eine Wette vor. Siegesgewißheit! Die Baubehörde schließt solche Irrtümern absolut aus. Auf die Wette ging aber niemand ein. Gut, man nimmt den Fall in Augenschein. Und richtig, man braucht keine Instrumente, keine Meßapparate. Die unmittelbaren „Studien und Erhebungen“ geben dem unbequemen Herrn Recht. Ei, die länglichen Gesichter!

— Gestern begann die Schwurgerichtsverhandlung gegen die schwarze Kindsmörderin Maria Johanna de Cruz, die am 8. September 1910 hier in der Rua Gomes Cardin ihr neugeborenes Kind in Stücke schnitt.

— Die Kaffeefirma Nortz & Co. in Havre schreibt unter dem 17. Juni: Der Markt hat auch in dieser Woche eine Kleinigkeit — 50 Cents — gegen letzten Sonnabend angezogen. Einen Augenblick machte es den Eindruck, als ob größere Posten unter der

Hand zum Verkauf gelangten, und der Markt zeigte sich dadurch vorübergehend ungünstig beeinflusst. Seit gestern lagen erneut größere Kauforders vor, namentlich für nahe Sichten, und wurde der Rückgang dadurch rasch wieder eingeholt. Ueber große Ereignisse ist im übrigen nicht zu berichten. Der Markt macht, mit wenigen Worten gesagt, einen gesunden Eindruck. Die Tendenz läuft wohl mehr darauf hinaus, der gegenwärtigen Periode befriedigenden Fachgeschäftes volle Aufmerksamkeit zu schenken, als nach Sensationen zu suchen. Die heutige Preislage des Artikels scheint vom Konsumhandel allgemein nicht nur adoptiert, sondern auch als normaler Ausgangspunkt event. möglicher Wertregulierungen nach oben betrachtet zu werden. In Deutschland bemerken wir, daß der gebrannte Kaffee unter Mk. 1,30 das Pfund aus allen Auslagen verschwunden ist, was beweist, daß man sich schließlich darüber klar geworden, daß das bisherige System mit zu billigen Verkäufen aus Konkurrenzrücksichten keinem nutze. Dies führt dazu, über das ganze Kaffeegeschäft wieder eine Atmosphäre der Befriedigung zu verbreiten, wie man sie seit längerer Zeit gekannt hat — ein Umstand, der wieder nicht zum wenigsten der Tendenz des ganzen Geschäftes in letzter Zeit und auch diesem selbst zugute kommt. Das Gleiche gilt für das Geschäft mit Brasilien. Wie schon in unserem letzten Bericht ausgeführt, sind die betreffenden Märkte Abgeber zu vollen Preisen und lehnen Gebote ab. Welches der Einfluß der immerhin bedeutenden Abschlüsse auf den Preislauf der neuen Campagne sein wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Im Prinzip ist dieses Entlasten der Brasilienmärkte vor der Ernte bei der ausgesprochenen Absicht, sich nach Kräften zu verteidigen, einer Entwicklung der Preise nach oben günstig. Die Tendenz zu berichten, daß, welches auch das Wetter in der neuen Campagne sei, es der Ernte nur schaden könne, dürfte in den kommenden Monaten erheblich zum Ausdruck kommen, und diese Berichte werden wohl nicht ganz ohne Eindruck bleiben, da man ja nicht wissen kann, was Wahres daran ist. Derartige Depeschen sollen wenn die Fauna richtig, jetzt schon vorliegen, aber nicht veröffentlicht worden sein, da die Absender anscheinend ihre Sache zu gut gemacht haben. Bezüglich der neuen Ernte schreibt man uns, daß nach den gewöhnlichen Enttäuschungen des Anfangs die Resultate beim Schälern normale geworden seien, und das Ergebnis befriedigend sei. 11 Millionen Sack dürfte als ein Minimum zu betrachten sein. Wir glauben, daß der gesunde Zug, der über dem ganzen Markt liegt, auch in der nächsten Zeit anhalten wird, mit der Neigung zur Befestigung der Werte. Eine Baisse konnte nur durch dringendes Angebot von Brasilien erfolgen und auch dieses nur durch zu starke Anfuhrer oder besonders günstigen Stand der Kulturen. Eine Neigung, diese Möglichkeiten zu anticipieren, scheint gegenwärtig nicht in der Neigung der Märkte zu liegen. — Disponibel. Zum erstenmal seit langem fand in dieser Woche wieder lebhaftes Geschäft von unserem Platze mit dem Ausland statt, und zwar hauptsächlich in Trilladen Porto-Cabellos, Salvador und Nicaragua, von denen unser Markt größere Posten an sich gezogen hat, da dieselben hier auf Termin lieferbar sind. Bei der Festigkeit der nahen Sichten, besonders von Juli, ist es nicht ausgeschlossen, daß ein Teil dieser gegenwärtig freien Vorräte wieder auf Termin gelie-

fert und von dritter Seite aufgenommen wird, wodurch diese Kaffees aufs neue dem Handel entzogen werden. Es dürfte sich daher für eventuelle Interessenten empfehlen, sich die Lose zu sichern, welche für sie Interesse haben.

— Vor seinem Hause während eines Gespräches mit Bekannten wurde in der Rua Conselheiro Ramalho 32 der Schuhmacher Paschoal de Angelo durch den ihm feindlich gesinnten Guilherme Bagielli niedergeknallt. Angelo ist schwer verletzt. Der Attentäter entfloh.

— Fräulein Ida Jensen in Blumenau hat sich mit Herrn Arthur Soefner verlobt. Wir gratulieren.

— Eine wahre Wohltat ist es, daß die öffentliche Bettelei auf den Straßen in den letzten Tagen abgenommen hat. Die Zuchringlichkeit, mit der eine Reihe von Bettlern, offenkundige Simulanten, den Leuten den Hut vor die Nase hielten, überstieg oft das Maß des Erträglichen. Plötzlich ist das Gesindel verschwunden. Die Polizei hat das Kunststück fertig gebracht. Mißgestaltete Bettler griff sie auf und internierte sie im neu eröffneten Krüppelhospital in Guapira. Darauf machte sich eine große Anzahl von berufsmäßigen Bettlern sofort aus dem Staube. Auch die Krüppel, welche aus ihren Gebrechen Kapital schlagen, halten sich verborgen, sonst wäre es nicht zu erklären, daß von den hunderten derartiger Existenzen bis jetzt nur ca. 20 in Guapira untergebracht werden konnten. Hoffentlich hält der Eifer der Polizei an. Der Straßenbettel macht auf jeden Fremden einen höchst ungünstigen Eindruck und kann dazu beitragen, von den wirtschaftlichen Verhältnissen in S. Paulo ein falsches Bild zu geben.

— Das Einwanderungsamt erhielt aus Iguape und Cananea 500 Sack Reissaat zur Verteilung an die Paulistaner Landwirte.

— Mit dem Luxuszug ist heute der neue österreichisch-ungarische Konsul, Herr Reuy Brsencovich von Szillas, hier eingetroffen.

— Der österreichische Reisende Herr Maximus Neumayer hält heute abend 8 Uhr im Konservatorium eine Konferenz ab mit dem Thema: Die Syphilis und deren Heilung durch 606. Die heutige Veranstaltung ist „nur für Herren“. Der Vortragende ist unseres Wissens zwar nicht medizinisch gebildet, aber er weiß anregend über seine Themata zu sprechen. Morgen redet er über Reiseeindrücke aus aller Welt, am Freitag über das Thema: „Wie können die Frauen ihre Jugend und Schönheit bewahren“. Die Vorträge finden in portugiesischer Sprache statt.

— Die Zeitung „Cidade de Santa Rita“ berichtet aus der Ortschaft Passa Quatro von einem merkwürdigen Naturspiel. Im Munizip Venanzio Ayres hat ein schwarzes Ehepaar namens Ferreira, der Mann 38, die Frau 27 Jahre alt, eine Nachkommenschaft von 8 Kindern. Das dritte davon, ein Mädchen im Alter von 10 Jahren, namens Maria, gleicht in seinem Aeußern vollkommen einer Aeffin. Vorübergehend ist sie auch sehr böseartig und beißt. Auch die Bewegungen, insbesondere die Vorliebe für Klettern, entsprechen ganz der Affennatur. Zu anderen Zeiten spielt sie wieder wie ein normales Mädchen mit Puppen etc. Das unglückselige Geschöpf läßt sich in verschiedenen Schaubuden sehen. Derartige mißgestaltete Kreaturen hinterlassen dem Beschauer immer einen peinlichen Eindruck. Viel erfreulicher sind die anderen Abnormitäten anzusehen, die gegenwärtig hier gastieren, ein überlanger, prachtvoll gewachsener deutscher Soldat mit einem Zwerg

n. a. Die Gestalten erwecken Staunen und Heiterkeit, aber wirken nicht abstoßend, weil sie menschlich proportioniert sind. Auch sie geben Gastrollen in den Kinematographentheatern.

Polýtheama. Die Komödie „Die krähende Henne und der stumme Hahn“, ein minderwertiges Stück, jedoch mit hübschen Szenen, wurde von der italienischen Theatergesellschaft sehr nett aufgeführt. Heute gelangt Goldonis Stück „Die kühlen Frauen“ zur Darstellung, nebst einem kleinen Lustspiel.

S. José. Heute wird zum ersten Mal La Raffica von Bernstein, Schauspiel in 3 Akten gegeben.

Casino. Das elegante und reichhaltige Programm findet vielen Beifall. Der Besuch kann nur empfohlen werden.

Bijou-Theater. Die Direktion bietet ihren Besuchern wie bekannt immer das Möglichste. Sie bringt fast täglich neue interessante Films heraus. Auch hier lohnt sich der Besuch.

Radium. Auch dieses Institut ist stets bestrebt Erstklassiges zu bieten. Das Programm ist sehr vielseitig und kann eine geschlagene Stunde lang den Besucher aufs beste unterhalten und amüsieren.

S. Paulo, Mittwoch, den 19. Juli.

— Das Deutsche Theater in Südamerika hat im vorigen Jahre eine Benefizvorstellung zugunsten unserer beiden Deutschen Schulvereine gegeben, die, wie erinnerlich, einen erheblichen Ueberschuß ergab. Auch in diesem Jahre stellt sich die Gesellschaft, die ja nicht zu Geschäftszwecken, sondern aus ideellen Beweggründen ins Leben gerufen wurde, in den Dienst der Schulsache. Und zwar soll die Freitagsvorstellung zugunsten der beiden Vereins-Schulen stattfinden. Gegeben wird auf vielfachen Wunsch Sudermanns „Ehre“, die im Vorjahre einen so ausgezeichneten Erfolg erzielte. Nach den Leistungen, die uns die Gesellschaft in diesem Jahre mit der „Heimat“ und dem „Glück im Winkel“ geboten hat, dürfen wir annehmen, daß die vorjährige Aufführung noch übertroffen werden wird. Wir legen daher allen Freunden der Schulen und guter Schauspielkunst den Besuch der Freitagsvorstellung dringend ans Herz.

— Das Bankett, das die hiesige österreichisch-ungarische Kolonie zu Ehren des scheidenden Konsuls, Dr. Karl Bertoni, und seines Nachfolgers, Hrn. Reuy Brsencovich von Szillas, zu veranstalten beabsichtigt, findet nicht am Sonnabend, sondern am Sonntag abend im Saale der Gesellschaft Germania statt. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß eine Zeichnungsliste in unserer Geschäftsstelle aufliegt.

— Die Staatspolizei hat sich bekanntlich eigene Werkstätten zur Herstellung ihres Waffenbedarfes eingerichtet, die vollkommen modern ausgestattet sind. Es werden auch bestgeschulte Arbeiter und Werkbeamte beschäftigt. Als Beweis der Leistungsfähigkeit der Anstalt überreichte der Kommandant des 1. Bataillons, Herr Tenente-Coronel Pedro Arbues Rodrigues Xavier, gestern dem Justizsekretär, zu gleich dem Oberhaupt der Staatspolizei, ein tadellos ausgeführtes Bayonettexemplar, System Mauser. Die Waffe ist in einem hübschen Kästchen öffentlich an der Praça Antonio Prado ausgestellt.

— Der Ackerbausekretär konferiert eifrig mit dem Conde de Prates wegen der Abtretung der Grundstücke an der Libero Badaro, die zur Verbreiter-

ung der Straße benötigt werden. Auch an der Ladeira Dr. Falcão werden einige Anwesen an die Stadt verkauft. Die Unterhandlungen schreiten befriedigend fort und gelangen schon in den nächsten Tagen zum Abschluß.

— Gestern kamen mit einem Sonderzug von Rio 450 Einwanderer, meist Spanier. Sie wurden in der Einwandererherberge untergebracht.

— Herr Dr. Jorge Kriechbaum, Direktor im Ackerbausekretariat, war zur Schlichtung der Lohnstreitigkeiten nach Bragança beordert worden. Gestern kehrte er von seiner Reise zurück und erstattete dem Ackerbausekretär Bericht.

— In der Rua Quinze de Novembro ereignete sich gestern nachmittags 4 Uhr ein schwerer Unfall. Irgend ein dummes Junge hatte zwischen der Deutschen Bank und dem Restaurant Progreddior eine Revolverpatrone auf die Straßenbahnschienen gelegt, um sich des schönen Lärms zu freuen. Das Pulver tat denn auch seine Schuldigkeit, aber die zufällig gleichfalls vorhandene Kugel draug einem ahnungslosen Passanten, Herrn Paschoal Trussolo, der in der Rua Campos Salles wohnt, mitten in die Brust. Zum Glück ist die Verletzung weniger schwer als es anfangs den Anschein hatte. Der Verletzte wurde nach der ersten Hilfeleistung durch den Polizeiarzt ins Sanariterhospital gebracht.

— Gestern nacht drangen mit Hilfe von Nachschlüsselern in dem Anwesen Nr. 17 an der Avenida Condessa de São Joaquim Spitzbuben ein und statteten dem Weinkeller einen Besuch ab. Sie taten sich zunächst am Weine gütlich und schleppeten dann eine große Menge Flaschen mit Champagner und anderen feinen Weinen weg, ohne von Passanten oder Schutzleuten beobachtet zu werden. Im Hause Nr. 9 an der gleichen Straße raubten sie eine große Menge Wäsche.

— Ein tragikomischer Vorfall, der leicht ernste Folgen haben konnte, ereignete sich in der Avenida Angelica. Ein Fräulein, das sich von nächtlicher Arbeit und Mühe durch eine Autospazierfahrt erholen wollte, traf in dieser Straße ihren Liebsten, der an der Seite einer anderen Schönheit ein elegantes Phaeton kutscherte. Sie hielt sofort an, sprang aus dem Auto, fiel den Pferden in die Zügel und wollte eine Szene aufführen. Der Liebhaber aber nicht faul, ließ auf seine Tiere ein. Die Schöne geriet unter die Hufe und erlitt Quetschungen und Abschürfungen. Ihre Begleiterin brachte sie sodann nach Hause, wo sie vom Polizeiarzt untersucht wurde. Der Schaden ist nicht schlimm.

— Aus dem Inneren wird übereinstimmend gemeldet, daß die Fröste und der fortwährende Regen empfindlichen Schaden an der Kaffeenernte anrichten. Die Beeren beginnen abzufallen.

— Aus der Erbmasse des Herrn Leão Cerqueira wurde die bei Campinas gelegene Fazenda Atibaia um 200 Contos an die Gebrüder Soares verkauft.

— Weit hinten im Sertão, hinter Jabotieabal, glauben die Leute an einen „Heiligen“, den Geisteskranken Francisco Abeoto. Nahezu 600 Personen, Männer, Frauen, Kinder, Weiße, Schwarze, haben ihre Anwesen verlassen und ziehen betend hinter ihm her. Wenn den Leuten die Nahrungsmittel ausgehen, holen sie einfach, was sie brauchen, von der nächsten Fazenda. Dadurch werden die Verehrer des harmlosen Irren zu einer Landplage in den Municipien Barretos, Jabotieabal, S. Pedro do Turvo usw. Ueberdies wissen geschäftstüchtige Spekulanten aus

der großen Dummheit dieser Leute Nutzen zu ziehen. Das beste wäre, den „Heiligen“ in einer Irrenanstalt zu internieren.

— In Lageado kam es gestern wiederum aus einem nichtigen Grunde, zu einer Revolververschießerei, welche einem Menschen die Gesundheit, möglicherweise das Leben kosten wird. Ziegeleiarbeiter kamen abends beim Schnaps auf ihr Metier zu sprechen, jeder renommierte mit seinen Leistungen. Zwei von ihnen, Carlos Tomaro u. André Missi, taten sich besonders hervor. Schließlich verlieh André Missi seinen Ausführungen dadurch den nötigen Nachdruck, daß er dem Tomaro eine Kugel in den Leib schoß, die dessen Magen durchbohrte. Hierauf entfloh er. Tomaro kann nun die Beweisführung des anderen verdauen.

— Soeben erhielten wir das neueste Heft der bekannten und beliebten Modezeitschrift „Chie Parisien“, die im Verlage von A. Baehwitz, Wien III, Löwengasse 47, erscheint. „Chie Parisien“ ist bekanntlich die führende Zeitschrift auf dem Gebiete der Damenmode. Das vorliegende Heft enthält zahlreiche Tafeln mit entzückenden Toiletten, Blusen und Hauskleidern in farbiger Ausführung, außerdem auch zahlreiche Modenbilder in Schwarzdruck dazu erläuternden Text. Der Bezug kann entweder direkt durch den Verlag oder in S. Paulo auch durch die Buchhandlung von H. Grobel, Rua Florencio de Abreu 102, erfolgen.

— In einem Anwesen an der Rua Nilo wurde gestern eine halbverweste Kindsleiche gefunden.

— Die bekannte Kaffeefirma Norz & Co. in Havre schreibt unter dem 24. Juni: „Auch in dieser Woche ist über besondere Ereignisse nicht zu berichten. Der Markt blieb fast gleichmäßig stetig, ohne störende Einflüsse von aussen — im übrigen augenscheinlich unterstützt, jedesmal wenn, auch nur vorübergehend, die Tendenz williger zu werden schien. Speziell war es auch Amerika, welches in den letzten Tagen leicht anziehende Kurse sandte, im Einklang übrigens mit Brasilien, wo die Preise gleichfalls höher waren. Die Zufuhren blieben bis jetzt empfindlich hinter jenen der letzten Vorjahre zurück und bewiesen, daß diejenigen, welche wie unsere Freunde, die Herren Barbosa u. Co., eine Verspätung der Ernte in Aussicht stellten, gut informiert waren. Neues über die Ernte haben wir nicht gehört. Im „Estado de S. Paulo“ beklagt sich ein Herr Everardo de Souza über die Folgen der früheren Trockenheit, wodurch die Zerealien und Maispflanzungen stark gelitten hätten. Aneh das Ergebnis der Kaffee-Ernte soll viele Enttäuschungen bereiten. Bezüglich der künftigen Ernte glaubt er, daß starker Blattabfall infolge der früheren Trockenheit zu erwarten sei, als Anzeichen des Geschwächtheits der Bäume, und damit also auch eine ungenügende Blüte. Die neuen Pflanzungen am Paranapanema und Rio Feio könnten den Ausfall nicht kompensieren. Der Jahresbericht der Dumont-Plantage, der am 3. Juli den Aktionären vorgelegt wurde, besagt, daß die letztjährige Ernte 109.368 Cwts Kaffee gegeben habe und das Ergebnis der neuen Kampagne auf 110.000 Cwts., also soviel wie in diesem Jahre, geschätzt sei. Als Einstandspreis des Kaffees wird $36\frac{1}{5}$ $3\frac{1}{4}$ pence in London genannt, gegen einen Verkaufswert gegenwärtig von über 60/—. Die Pflücke der laufenden Ernte hat am 24. April begonnen, und am 15. Juni waren ca. 40.000 Cwts. geerntet, verglichen mit 53.300 Cwts. am gleichen Datum des letzten Jahres. Die neue Maßregel, Kaffee unter Type 7 mit einem Extraexportzoll von 20 Prozent zu bele-

gen, scheint in Santos zu vielfachen Schwierigkeiten Anlaß gegeben zu haben. Bislang war ein Teil dieser ordinären Kaffees nach Rio gegangen und daselbst konsumiert worden. Die Anfragen, was wir von dem Preislauf des Artikels in den nächsten Monaten halten, mehren sich. Wir entgegnen mit dünnen Worten, daß wir nicht à la baisse sind, da uns die Zuversicht auf eine gute Blüte und künftige gute Ernte fehlt. Beide wären nötig, um Kaffee herunterzudrücken — denn ob die neue Ernte 10½ oder 11½ Millionen Saek gibt, darüber wird man während Monaten im Unklaren bleiben, und es wird auch nicht viel ändern. Im übrigen scheint aber der Handel nicht geneigt zu sein, Zweifel durch eine entsprechende Haltung nach unten zu bekunden. Vorerst bedingen die mäßigen Anfuhrer alles, nur keine Baisse, und kommen die stärkeren Ankünfte, so werden ja wohl die Konsummärkte einen sanften Anlauf nehmen, Konzessionen in Brasilien zu erhalten, ohne daß daraus etwas anderes resultieren dürfte, als ein weiteres Anziehen der Märkte drüben, sobald die unsrigen sich wieder nähern wollen. Wir machen gar kein Hehl daraus, daß eine hübsche Baisse viel mehr unserem Geschmaek entspräche; denn erstens käme diese dem Geschäft zugute, und dann erhält Brasilien ja immer noch Geld genug für seinen Kaffee. Wir fühlen aber zu sehr die Ohnmacht dieser Wünsche gegenüber der Realität und der Macht des Produktionslandes, immer wird es ja nicht so bleiben, aber irren wir nicht sehr, so sind wir noch für eine lange Periode in der aufsteigenden Kurve der wirtschaftlichen Entfaltung Brasiliens und somit ebenso weit von der Periode, wo die Konsumländer bei der Preisbildung von Kaffee wieder das ausschlaggebende Wort haben werden. Unsere Freunde, Herren Barboza & Co., schreiben uns, daß in diesem Jahre wenig Kaffee gewaschen wird, erstens infolge des unregelmäßigen und regnerischen Wetters, und sodann weil der Preisunterschied mit den gewöhnlichen Kaffees keine Kompensation bildet. Die gewaschenen Kaffees müssen bekanntlich in der roten Kirsche gepflückt und behandelt werden. Viel Kaffee geht dabei durch Zuführernten verloren. Der übrige Kaffee muß dann separat später gepflückt werden, und für diese Arbeit und Schererei haben eben die letztjährigen Preiszuschläge um so weniger etwas Verführerisches, als die Preise von Kaffee an sich dem Pflanzler gestatten, larger zu rechnen. Die vorstehende Sachlage ist von besonderem Interesse für die gewaschenen zentralamerikanischen Kaffees, welche nur ganz unerheblich über Trilladenwert käuflich sind und infolge der ohnehin mäßigen Ausfuhrer dieses Jahr daher auch in den letzten Tagen, speziell für den Export, allseitig gefragt sind. Mit dem weiteren Anziehen der Preise dieser Kaffees muß gerechnet werden. Die übrigen Sorten waren fortgesetzt rege gefragt, und das Dispositionsgeschäft befriedigend.

— Die Mogyana und die Paulista berufen ihre Aktionäre zu außerordentlichen Generalversammlungen ein, um die Abmachungen im letzten Friedensschluß von den Aktionären sanktionieren zu lassen.

— Der große Inventurausverkauf der Firma Lemcke & Sternberg, Rua 15 de Novembro 5, dauert nur bis zum 31. d. M. Man versäume daher nicht die günstige Gelegenheit, vorzügliche Waren zu außerordentlich billigen Preisen zu erstehen, zumal auch auf die Artikel, die nicht ausverkauft werden

sollen, während dieses Monats 10 Prozent Rabatt gewährt werden.

— Einem längst gehegten Bedürfnis entsprechend, will eine Anzahl hiesiger Advokaten eine Einrichtung schaffen, welche allen Angeklagten in Strafsachen, nicht bloß denjenigen, welche Geld haben, einen Verteidiger zu bezahlen, Rechtsbeistand gewähren wird. Dr. Adolpho Mello, Direktor in der Abteilung für Strafsachen, hat bereits einen Saal des Gerichtsgebäudes für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Nach den hiesigen Gesetzen muß zwar jeder Angeklagte einen Verteidiger erhalten. Aber dieser wird von Amts wegen gewöhnlich erst unmittelbar vor der Verhandlung bestimmt. Nun sollen aber die Angeklagten schon im Vorverfahren Rechtsschutz genießen, damit sie in der Lage sind, die Verhandlung gehörig vorzubereiten, insbesondere rechtzeitig Beweismaterial herbeizuschaffen.

— Hier hält sich gegenwärtig der französische Ingenieur Lucien Le Comde auf, der in Minas und Parana, ebenso wie in unserem Staate Vorstudien für ein neues industrielles Unternehmen vornahm. Hinter ihm steht eine Kapitalistengruppe. Er fand, daß die offiziellen Angaben, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, recht häufig ungenau oder direkt unrichtig waren. Dem Vermutnen nach will er sich in der Umgebung von Antonina in Parana niederlassen.

— Seit einigen Wochen hält sich in Brasilien ein Herr Maximus Neumayer aus Oesterreich-Ungarn auf, der Vorträge über Syphilis, Frauenschönheit und Landschaften halten will. Unsere Meinung über diesen Herrn, der als seine Adresse die Akademie der Wissenschaften in Wien angibt, haben wir im Vorjahre deutlich genug geäußert, als wir uns mit einem Aufsatz über Matto Grosso beschäftigten, den er in „Oesterreichs Illustrierter Zeitung“ veröffentlichte. Auch die Notiz, die wir ihm neulich anläßlich seines Besuches auf unserer Rio-Redaktion widmeten, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wir sind trotzdem genötigt, nochmals auf Herrn Maximus Neumayer zurückzukommen, da er an zwei Stellen Kredite zu erlangen wußte, indem er sich auf uns bzw. unseren Verleger berief. Er war hierzu in keiner Weise berechtigt, unser Verleger hat im Gegenteil ein diesbezügliches Ansinnen des Herrn Neumayer entschieden abgelehnt. Im Interesse der hiesigen Geschäftskreise bringen wir diesen Tatbestand hiermit zur öffentlichen Kenntnis.

Deutsches Theater in Südamerika. Sudermann scheint der Zusammensetzung der Schauspiel-Gesellschaft besonders zu entsprechen. Im Vorjahre gehörten die „Ehre“ und „Johannisfeuer“ zu den besten Vorstellungen. Diesmal wurde bereits in der „Heimat“ eine sehr tüchtige Leistung geboten, und die gestrige Aufführung von „Glück im Winkel“ war wohl das Beste, was die Gesellschaft uns bisher im diesjährigen Zyklus gezeigt hat. (Uebrigens ist weder „solidão“ noch „ermo“ die sinnentsprechende Uebersetzung für „Winkel“, sondern „recanto“. In einem Provinzwinkel z. B. würde portugiesisch „num recanto da provincia“ heißen müssen.)

Da das Schauspiel weniger bekannt ist, als „Ehre“ und „Heimat“, so sei die Fabel in wenigen Worten skizziert. Der gescheiterte Student der Philologie Wiedenmann ist nach langer Hauslehrertätigkeit in den Volksschuldienst eingetreten und hat es zum Rektor der Volksschule einer kleinen nordostdent-

schen Stadt gebracht. Aus erster Ehe hat er außer zwei Söhnen eine blinde Tochter Helene, die ein wenig vernachlässigt worden war, bis Wiedemann sich in zweiter Ehe mit einer armen Waisen aus den Kreisen seines früheren Zöglings, des Barons von Roecknitz, verheiratete. Elisabeth war in dessen Haus gekommen, als er bereits verheiratet war. Bettina von Roecknitz, eine sanfte, bescheidene, ihren Mann mit Aufopferung liebende Frau, paßt nicht zu dem ungestümen, energischen Junker, der in Elisabeth die Ergänzung seines Wesens findet. Auch sie liebt den Baron, aber sie widersteht ihrer Liebe und giebt in einer Stunde der Trübsal und Verzweiflung Wiedemann ihr Jawort. Mit ihr zieht Sonnenschein in das Haus ein, und besonders Helene schließt sich eng an die Frau mit dem edlen, warmen Herzen an. Gleichzeitig beschäftigt sich der zweite Lehrer Dangel mit Helene. Er erteilt ihr Unterricht, gewinnt sie lieb und meldet sich, um sie heiraten zu können, als Blindenschullehrer.

Aber der Baron hat seiner Liebe nicht entsagt und in den drei Jahren seit Elisabeths Heirat immer und immer wieder versucht, sie an sich zu ziehen. Und Wiedemann leidet unter der vagen Furcht, er habe Elisabeth gewissermaßen gestohlen, einem aus ihren Kreisen gestohlen, um den sie damals weinte, leidet weiter unter der bestimmten Empfindung, daß er ihr sowohl als alternder Mann als auch als Lehrer in kleinen Verhältnissen nicht das Glück bieten könne, auf das sie als junges, geistig und gesellschaftlich hochstehendes Weib Anspruch hätte. So ist das Glück, das in dem stillen Winkel herrscht, nicht ungetrübt. An einem Pferdemarktstage kommt es zur Lösung. Der Baron quartiert sich mit seiner Frau bei dem Rektor ein, dem er den Vorschlag macht, eines seiner Güter in Pacht oder Verwaltung zu nehmen. Seit seiner zweiten Heirat bestellt nämlich der Rektor das Schulland selbst und erzielt dank der landwirtschaftlichen Fähigkeit seiner Frau glänzende Resultate. Roecknitz hofft, auf diese Weise Elisabeth wieder in seine Nähe bringen und doch noch an sich reißen zu können. Eine Auseinandersetzung zwischen beiden endigt damit, daß sie ihm ihre Liebe gesteht und sich an seine Brust wirft. Aber während sie eben deswegen entschlossen ist, ihn nie mehr zu sehen, wird in ihm, der gewohnt ist, stets seinen Willen durchzusetzen, der Wunsch nach dem Besitze Elisabeths nur um so brennender. Er droht ihr mit einem Skandal, wenn sie bis zum Abend nicht erklärt habe, daß sie dem Vorschlag wegen der Pachtung zustimme.

Tatsächlich bringt er es des Abends in einer Gesellschaft, zu der auch der Kreisschulinspektor Dr. Orb und Dangel geladen sind, nahezu zum Eckel. Doch ein leises Wort Elisabeths hält ihn noch im letzten Augenblick zurück. Diese ist nicht gewillt, ihren Mann, der ihr nichts als Gutes erwiesen, zu verraten. In dem Kampfe zwischen Liebe und Pflicht erscheint ihr der Tod als einziger Ausweg. Sie empfiehlt Dangel, dessen Empfindungen für Helene sie durchschaut, die Blinde an für den Fall, daß sie nicht mehr im Hause weile. Den Baron vertröstet sie, nachdem die Gäste sich entfernt, mit ihrer Entscheidung auf den nächsten Tag. Schon hat sie sich in ihr Zimmer begeben, um abzuwarten, bis der Rektor, der des Besuches wegen nach dem Schulhause umquartiert wurde, sich entfernt habe. Da kehrt Dangel zurück und macht Wiedemann auf

das Verhalten seiner Frau aufmerksam, die, wie er glaubt, entfliehen wolle. Der Rektor sieht kommen, was er längst befürchtet. Er will aber Elisabeth kein Hindernis in den Weg legen, sondern befiehlt Dangel, das Hoftor offen zu lassen. „Wenn sie gehen will, dann muß der Weg frei sein.“ In der Schlusszene folgt dann die Aussprache zwischen den beiden Gatten. Er ist entschlossen, sie frei zu geben. Sie gesteht ihm ihre Liebe zu Roecknitz und die Szene, die sich mittags zwischen ihr und ihm abspielt. Des Gatten gütige und verzeihende Worte, sein Geständnis, daß er immer ihren Besitz als Diebstahl empfunden habe, bringen in ihr die Sinneswandlung hervor. Mit den Worten: „Mir ist, als ob ich dich heute zum ersten Male sähe“, sinkt sie in seine Arme.

Das Stück ist ein echter Sudermann. Ein Gesellschaftsstück mit lebendigem Dialog, geschickt geführter Handlung, theatralisch höchst wirksamen Szenen. Vor den übrigen Bühnenwerken des Ostpreußen hat es den Vorzug, daß die Lösung weniger eine Umbiegung bedeutet, als man sonst von ihm gewohnt ist. Sie bildet einen befriedigenden und motivierten Abschluß. Darstellerisch wurde uns, wie schon eingangs erwähnt, eine vorzüglich abgerundete Leistung geboten. Fräulein Elisabeth Wilke zeigte gestern Abend als Elisabeth eine Kunst, die uns imponierte. Sie hatte sich so in ihre Rolle hineingelebt, daß sie selbst ergriffen war und das Publikum willig mitging. Die Gegenspieler waren ihr ebenbürtig. Herr Hans Lindegg als Wiedemann hatte große Sorgfalt auf seine Maske verwendet und entfaltet ein Maß von schauspielerischem Können, wie noch in keiner Rolle. Daß Herr Rudolf Werner ein Könnler ist, hat er schon zur Genüge bewiesen. Er spielte den Baron mit einer souveränen Nonchalance, die nur hier und da durch sein intimes Verhältnis zum Soufflierkasten etwas beeinträchtigt wurde.

Fräulein Maria Dewal opferte sich gestern auf. Sie leidet unter einer schweren Halsentzündung, die ihr eigentlich das Auftreten gar nicht gestattet, und mußte sich nach Möglichkeit schonen. Wenn ihre Blinde trotzdem eine wackere Leistung war, so kann man ermesen, was sie aus der Rolle gemacht hätte, wenn sie aus sich hätte herausgehen dürfen. Fräulein Erica Brunow als Bettina von Roecknitz gefiel uns gut. Die Rollen des sich aufopfernden oder des unglücklich liebenden Weibes liegen ihr ausgezeichnet, viel besser als schelmische und naive. Daß der Kreisschulinspektor bei Herrn Werana gut aufgehoben war, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung, denn was Herr Werana kann, ist allbekannt. Mit dem Lehrer Dangel fand sich Herr Willy Dietrich gut ab. Dangel ist die undankbarste Rolle des Stückes, und der Darsteller muß viel vom Eigenen hineinlegen können, damit die Gestalt nicht verschwommen bleibt. Herr Dietrich ist der Aufgabe gerecht geworden. Da auch das Zusammenspiel ausgezeichnet war und Dekorationsmängel nicht störend wirkten, so konnten wir gestern mit großem Vergnügen einen erheblichen Betrag im Kredit des bewußten Buches gutschreiben.

Heute Abend geht der erste Teil von Goethes „Faust“ in Szene, und zwar unter Mitwirkung des Kirchenchors der hiesigen deutsch-evangelischen Gemeinde. Das Haus war schon vormittags nahezu ausverkauft.

Dr. B.

S. Paulo, Donnerstag, den 20. Juli.

— Der Ackerbausekretär genehmigte den Ankauf von 100.000 Stück Blumentöpfen aus Pappendeckel durch die Forstbehörden, welche an die Landwirte des Staates junge Pflanzen verteilen wollen. Lieferant ist die Cia. Exploradora de Materiaes Tanniferas in S. José dos Campos.

— Der mit musikalischen Vorführungen verbundene Vortrag von D. Olga de Moraes Sarmento über die Lieder Schuberts und Schumanns ist nun endgültig auf Sonntag, den 23. ds., abends halb 9 Uhr, im Saale des Konservatoriums, festgesetzt, und gewiß wird auch von der deutschen Kolonie mancher gern die Gelegenheit benutzen, ein vertrautes Thema vom Standpunkt einer fremden Nationalität aus in interessanter und formvollendeter Weise besprechen zu hören, und sich zu überzeugen, wie auch in romanischen Ländern und insbesondere in Portugal deutsche Musik beliebt und hoch geschätzt ist.

— Aus Goyaz werden gleichfalls heftige Fröste gemeldet. Auch dort haben die Zuckerrohr- und Kaffeekulturen schwer gelitten.

— Gestern mittag besichtigten der Ackerbausekretär Dr. Padua Salles, der Präfekt Duprat und die Vereadoren Dr. Horta Junior und Conde Sylvio Penteados das Theater Sant' Anna. Das Gebäude soll angekauft und niedergelegt werden, um einen Zugang zu dem neu zu errichtenden Viadukt da Boa Vista zu schaffen. Dieser soll die Rua de Boa Vista mit dem Largo de Palaeio verbinden.

Ferner hat sich die Präfektur das Anwesen Nr. 39 an der Ladeira do Piques gesichert, desgleichen die Grundstücke, die zur Oeffnung einer neuen Straße zwischen der Ladeira Piques, der Rua de Santo Antonio und ihrer Verbindung mit der Rua Alvaro de Carvalho nötig sind. Der Aukaufspreis beträgt 30 Contos. Die Munizipalkammer soll in ihrer nächsten Sitzung darüber Beschluß fassen.

— Der Advokat Dr. Raul Cardoso de Mello zeigt in einem Zirkular an, daß er seine Kanzlei nach der Rua 15 de Novembro No. 32 verlegt hat.

— Mit ihrem Besuche beehrten uns gestern die k. u. k. österreichisch-ungarischen Konsuln, Herren Dr. Karl Bertoni und Ch. Rémy Brsencovich von Szillas. Wir danken den Herren für die Aufmerksamkeit.

— Im Juni 1911 wurden 36 neue Firmen mit einem Kapital von 1.254:500\$000 gegründet gegen 45 Firmen mit 2.408:901\$220 im Juni 1910.

— Eine Veröffentlichung, die für die weitesten Kreise von Interesse sein dürfte, da sie ein vollendetes Beispiel vorführt, wie heute ein modernes repräsentatives Wohnhaus mit heimischen Künstlern und Werkleuten geschaffen werden kann, bringt das Juliheft der „Innen-Dekoration“ (Herausgeber Hofrat Alexander Koch-Darmstadt) in einer glänzenden Sonder-Publikation über das Haus Meirosky in Köln-Lindenthal. Peter Behrens-Neubabelsberg und Fritz Schumacher-Hamburg im Verein mit Fritz Erler-München und Georg Wrba-Dresden haben hier in einträchtigem Zusammenwirken ein Werk von seltener Einheit und Vielseitigkeit geschaffen. Architektur, Malerei und Plastik greifen in dieser Meisterschöpfung moderner Wohnkultur auf das Vollendete ineinander und schaffen ein Gesamtwerk von größtem künstlerischem Reize. In vollendeten Abbildungen werden die prachtvollen Räume dieses Hauses vorgeführt: die fürstliche, im Glanze erlesenster Materialien, der edelsten Hölzer,

des Marinors und feuervergoldeter Bronze erstrahlende Wohnhalle, in der Prof. Peter Behrens, wie Dr. Max Creutz-Köln in dem Begleittext urteilt: das „Vollendetste moderner Raumkunst“ geschaffen hat, das weihevollende Musikzimmer in Palisanderholz, das großzügige Speisezimmer, Herren- und Rauchzimmer von Prof. Schumacher, die Wandmalereien und Supraporten, Meisterschöpfungen von Fritz Erler und die lebensvollen Bronze-Plastiken Georg Wrbas: als Brunnen, Einlagen in den Türen und Verkleidungen und ein Kamin mit reichbewegtem Fries und Putten in Bronze von klassischer Schönheit. Auch die Details der Fenster, Decken und Kaminverkleidungen, vorbildliche große Schränke, Leuchter usw. werden vorgeführt. Ein prachtvoller Baderaum mit Ankleidezimmer von Behrens und eine Bronzeampel mit drei weiblichen Figuren von Rich. Engelmann-Dahlem bilden den Abschluß der Publikation, die wohl zu den bedeutsamsten des vergangenen Jahrzehntes zählen dürfte. Bemerkenswert sind auch zwei Beiträge dieses Heftes: „Besitzerfreuden“ und „Empfinden und Können — nicht Wissen“. Einzelpreis des Sonderheftes mit 51 meist ganzseitigen Abbildungen und Sepiatonbeilagen Mark 2,50.

— In der Rua João Boehmer in der Braz brannte heute nacht das Anwesen Nr. 138, an der Ecke der Rua Euclides de Cunha, nieder. Die Inhaber der Konditorei, die in dem Hause betrieben wurde, die Herren Francisco Castanho und Eduard Rodrigues Queiroz, waren nicht im Hause, als das Feuer ausbrach, während ersterer für gewöhnlich im Hause schläft. Auf seinen Rat schliefen in dieser Nacht auch zwei Angestellte Fulano Dias und Belmiro Agostinho auswärts. Das Feuer wurde zuerst bemerkt von zwei Angestellten, die in einem Seitenbau schliefen und durch den ungewohnten Lärm im Warenlager erwachten. Sie schrien um Hilfe, worauf sofort die Feuerwehr alarmiert wurde. Jedoch fehlte ihr am Anfang das Wasser. Nachdem sich dieses nach 10 Minuten eingestellt hatte, gelang es ihr rasch, des Feuers Herr zu werden. Die Konditorei wurde ganz vernichtet. Das Anwesen soll versichert sein.

— Gestern nacht gerieten in der Rua Oscar Herta Arbeiter miteinander in Streit, weil sie über ihre Arbeitsverhältnisse nicht zu einer Meinung gelangen konnten. Infolge der tätlichen Beweisführung gab es Verwundete. Die Polizei machte dem Spektakel ein Ende und verhaftete die Opfer der Redeschlacht.

— Der Ziegleiarbeiter Tomaro von Lageado, dessen Verletzung bei einem gleichen Anlaß wir kürzlich meldeten, ist im Krankenhaus gestorben. Der Mörder André Muffi konnte noch nicht gefaßt werden.

— In der Rua da Gloria Nr. 40 brannte es heute nacht ebenfalls. Im Erdgeschoß betreibt dort Hr. Alfredo Baptista Chagas eine Gemischtwarenhandlung, während er im rückwärts gelegenen Teile wohnt. Im oberen Stockwerk befand sich die Wohnung eines Herrn Abelardo Goulart. Das Feuer entstand angeblich dadurch, daß Herr Chagas seiner kranken Frau Tee zubereiten wollte und daß hierbei der Teeapparat explodierte. Die Hauseinwohner konnten sich retten. Das kleine Kind des Herrn Chagas aber wurde im Trubel vergessen und mußte später vom Hinterhof her aus dem Hause geholt werden. Der Feuerwehr gelang es, das Feuer auf die Ladengebäulichkeiten zu beschränken. Das An-

wesen ist mit 10 Contos bei der Cia. União dos Varregistas und mit weiteren 10 Contos bei der Cia. Brasileira versichert.

— In Ipiranga lebt ein gewisser Damasio Mariano ohne priesterlichen Segen und standesamtliche Bescheinigung mit seiner Geliebten zusammen. Deren Bruder Andre Ripas in Sorocaba will schon seit langem diesem Verhältnis ein Ende machen und Damasio zur Heirat zwingen. Allein dieser belindet sich bei dem jetzigen Zustande ganz wohl und will nicht. Vorgestern abend nun kam Ripas hier an, suchte seinen wilden Schwager auf und wollte ihn zum letzten Male bewegen, gesetzlicher Schwager zu werden. Im Zorn schoß er zuletzt zweimal auf Damasio, jedoch ohne zu treffen. Er muß nun das Eintreten für die Ehre seiner Schwester mit Gefängnis büßen.

S. Paulo, Freitag, den 21. Juli.

— Heute abend 7½ Uhr findet im Theater Saut' Anna eine Benefizvorstellung statt zugunsten der Deutschen Schulen S. Paulo und Villa Marianna. Es ist eine stolze Ehrenpflicht für jeden Deutschen, der es ermöglichen kann, diese Aufführung, — es wird Sudermanns „Ehre“ gegeben — zu besuchen. Doch nicht nur eine Pflicht sondern auch ein Genuß. Denn Sudermann wird, wie „Heimat“ und „Glück im Winkel“ gezeigt haben, von der Truppe Blum-Lessing vorzüglich gegeben. Es ist geradezu Sache des Anstands, den Künstlern, welche ihre Kräfte in den Dienst einer so edlen Sache stellen, den Anblick leerer Sitzreihen oder nur leerer Stühle zu ersparen. Wer bei solcher Gelegenheit nicht zurückbleibt, ehrt sich selbst.

— Die Kandidatenfrage in der Staatspräsidentenwahl ist in Kreisen der republikanischen Partei noch nicht gelöst. Es findet ein Depeschenwechsel mit Europa statt. Erst nach Eintreffen der Antwort wird die offizielle Kandidatur aufgestellt werden. Dr. Rodrigues Alves scheint die aussichtsreichste Kandidatur zu sein. Er hat zwar Gegner im Lager der Regierungspartei, dürfte aber viele Stimmen an sich ziehen, die ein schwächerer Kandidat nicht erhält. Angesichts der Unentschlossenheit der Regierungsanhänger hoffen jedoch auch die Parteigenossen des Dr. Rodolpho Miranda auf einen Sieg.

— Durch Urteil des Bundesrichters Dr. Aquino e Castro vom 20. d. wurde die aufsehenerregende Klage der Companhia de Tecidos de Juta gegen den Conde Alvares Penteado und dessen Gattin abgewiesen. Die Klägerin hat die Kosten zu tragen.

— Ein sinnstörender Druckfehler hat sich gestern in einer Notiz über Marokko eingeschlichen. Deutschland verlangt wirtschaftliche Kompensationen nicht in Südamerika, sondern in Südmarokko.

— Der italienische Konsularagent in Guaratingueta beantragte beim zuständigen Richter die Herausgabe zweier Waisen, Enkel der Catharina Aroni, welche sich in Itabapoama im Staate Rio de Janeiro befinden. Da seitens der Behörde dieses Staates nichts zur Erledigung der Eingabe geschehen war, wandte sich der Konsularagent an den Polizeichef von S. Paulo, welcher demselben seine Hilfeleistung zusagte.

— In diesen Tagen begiebt sich der Graf Grenaud nach Europa, um dort Zuchttiere für das Gestüt des Staates zu besorgen.

— Der Bau zweier Brücken (eine über den Kanal von Santos von 580 Meter, die andere für Conceição)

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

wurde seitens der „Southern S. Paulo Railway“ der „Cleveland Bridge Compagnie“ übertragen und der diesbezügliche Kontrakt gestern unterzeichnet.

— Dr. Mello Barreto, der in der Braz an der Avenida Rangel Pestana große Ländereien besitzt, will dort ein ganzes Viertel von modern eingerichteten Arbeiterhäusern errichten. Er hat bereits dem Ingenieur Horacio Rodrigues die Pläne in Auftrag gegeben.

— Das Juliheft von Velhagen & Klasings Monatsheften (Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker) bietet einen mit vielen Kunstbeilagen und Textabbildungen geschmücktes Essay des bekannten Kunsthistorikers Dr. R. Oertel über den englischen Maler Whister. Ein sehr anregend geschriebener gärtnerischer Beitrag „Blumenwälder im märkischen Sande“ von Karl Foerster ist mit zahlreichen farbigen Originalaufnahmen nach der Natur versehen. Ebenfalls reich illustriert ist die kulturgeschichtliche Arbeit von Prof. Dr. Ed. Heyck über „Die Deutsche Brücke in Bergen“. In demselben Heft veröffentlicht Dr. Adolf Heß neu aufgefunden, bisher unbekannte Tolstoy-Briefe. Max Friedländer steuert eine sehr anschaulich wirkende Universitäts-Erinnerung bei. Ueber sportliche Weltrekorde äußert sich in einer flotten Plauderei der Wiener Feuilletonist Balduin Grollier. Dr. Traugott Mann spricht über Mohammeds Dichtungen, Dr. Carl Busse über die Neuigkeiten vom Büchertisch. Mit Romanen, Novellen und Lyrik sind vertreten: Viktor v. Kohlenegg, Georg Busse-Palma, Will Vesper, Börries, Frlr. v. Münchhausen, Alberta v. Puttkamer, Agnes Harder, Hans Beyersdorff, Hermine Villinger. Unter den Kunstbeilagen verdient besonders die wundervolle mehrfarbige Reproduktion des Gemäldes „Altwasser an der Amper“ von Th. Th. Heine hervorgehoben zu werden.

S. Paulo, Sonnabend, den 22. Juli

— Der neuernannte österreichisch-ungarische Konsul Dr. Ch. Rény Brzenecovich machte vorgestern dem Herrn Staatspräsidenten und den Herren Staatssekretären seine Antrittsvisite. Die Vorstellung übernahm sein Vorgänger, Herr Dr. Bertoni, der zum Generalkonsul in Rio de Janeiro ernannt wurde.

— Hier wurde kürzlich ein Beamtenverein gegründet, der die Interessen des Beamtenstandes wahren soll. Dem neuen Verein sind bereits viele Beamten beigetreten, auch entfaltet er eine rege Werbetätigkeit u. a. bei den Hochschulprofessoren, den Lehrern und Ministerialangestellten. Das Bureau befindet sich Rua Apa Nr. 3.

— Morgen, Sonntag, abends halb neun Uhr, findet die bereits angekündigte Konferenz der bekannten portugiesischen Schriftstellerin Frau Olga Sarmiento im Saale des Konservatoriums statt. Die geschätzte einheimische Sängerin Frau Kendall wird hierbei Lieder von Schubert und Schumann vortragen, wozu Herr Chiafarelli die Begleitung auf dem Flügel übernimmt. Die Eintrittskarten werden in den größeren Musikaliengeschäften verkauft.

— Heute trifft aus Rio de Janeiro der argentin-

sche Delegierte für den internationalen Studentenkongreß in Konstantinopel ein. Herr Dr. Charles J. Ewald. Er will hier die Rechtsfakultät, das Polytechnikum, die Normalschule und andere Anstalten besichtigen. Abends halb neun Uhr findet in der Rua de Rosario Nr. 15, im Hause des Vereins christlicher junger Männer, ein Vortrag über den genannten Studentenkongreß statt.

— Heute beehrte uns Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz von Hamburg mit seinem Besuche. Er ist der Seniorechef des großen Export- u. Importhauses Herm. Stoltz & Co. und weilt zur Zeit hier, um seine hiesigen Unternehmungen zu besichtigen. Wir begrüßen in ihm nicht nur den hervorragenden Deutschen, sondern auch den Freund Brasiliens und danken verbindlichst für die uns erwiesene Aufmerksamkeit.

— Die Ringbahn wächst sich zum Schmerzenskind aus für unsere Munizipalkammer. Da man eine alte Konzession als hinfällig ansah, gab man Herrn Dr. Felipe Gonçalves eine Konzession. Von einer Tätigkeit des ersten Konzessionsinhabers war nichts bekannt geworden. Nur verlangt er jetzt 5000 Contos Schadenersatz für Verletzung seiner Konzession. Der jetzige Inhaber der Konzession hat noch einen neuen Gegner gefunden in der Light and Power. Sie erachtet ihr Monopol durch eine Ringbahn in fremden Händen gefährdet und hat bereits Protest gegen die neuerliche Konzessionsverleihung erhoben. Zur Wahrnehmung ihres Standpunktes hat sie bei der Präfektur eine große Reihe von Rechtsgutachten hervorragender Juristen eingereicht, die in der gestrigen Kammersitzung verlesen wurden.

— In der Medizinischen Fakultät fand gestern eine von Studenten stark besuchte Versammlung statt, in welcher die Gründung eines Vereins zur Unterstützung armer Kollegen beschlossen wurde.

— Am 20. d. M. vermählte sich die Tochter des Herrn Heinrich Armbrust dahier, Fräulein Paulina Armbrust, mit dem Prosektor der medizinischen Fakultät in Rio de Janeiro, Herrn Dr. med. Domingos de Goes e Vasconcellos Filho. Unseren Glückwunsch.

— Ein Mißstand, der noch recht gefährlich werden kann und zwar sowohl für das Publikum, als auch für den Stadtsäckel und die Kassen der Light and Power, tritt von verschiedenen Stellen der Stadt zu Tage. An kurzen Biegungen streift nämlich die Straßenbahn mit ihrem Schutzgitter und den Trittbrettern die Trottoire. Insbesondere wird die Stelle, wo die Straßenbahnwagen aus der Rua S. Bento in die Rua Direita einbiegen, zur reinen Menschenfalle. Dort fährt die Trambahn ganz dicht an die Randsteine heran und die langen Schutzgitter fegen die Hälfte des Trottoirs ab. Wir sahen wiederholt wie Frauen und andere Passanten, welche nicht mit dem Uebergreifen der Schutzgitter rechneten, in große Gefahr gebracht wurden. Es ist ein Wunder, daß hier nicht öfter ein Unglück passiert. Ließe es sich denn nicht ermöglichen, daß die Schutzgitter an jener Stelle für kurze Zeit in die Höhe gezogen werden?

— Heute reisen der Ackerbauinspektor Antonio de Milita und Dr. Averno Socco, Spezialist für Pflanzenerkrankungen im Ackerbausekretariat, nach der Kolonie Sabara. Sie wollen die Fruchtbäume der Kolonie studieren und den Kolonisten mit Ratschlägen an die Hand gehen.

— Die planmäßige stetige Arbeit unseres Acker-

bausekretariats, insbesondere seine Organisation des landwirtschaftlichen Unterrichts, findet in einem ausführlichen Artikel des „Journal do Commercio“ vom 20. d. M. die verdiente Anerkennung. Das große Rioblatt stellt den Staat S. Paulo in dieser Beziehung als Muster für den Bund und die übrigen Bundesstaaten hin.

— Der Präsident von Sergipe richtete an den Herrn Staatssekretär des Innern, Carlos Guimarães das Gesuch, Herrn Carlos de Oliveira nach Sergipe entsenden zu wollen, damit dieser das Unterrichtswesen nach paulistaner Muster reorganisiere. Diesem Ansuchen wurde sofort entsprochen.

— Im Café Guarany fiel vorgestern gegen abend plötzlich ein älterer gut gekleideter Herr zu Boden, der sich später als ein gewisser Vicente Cavaglieri, wohnhaft Rua Tamandaré 18, zu erkennen gab. Es handelt sich, wie es scheint, um einen Selbstmordversuch. Wenigstens behauptete er bei der ärztlichen Hilfeleistung 8 Sublimatpastillen von je 1 Gramm Gewicht verschluckt zu haben. Zu weiteren Aufklärungen fehlte dem Kranken die Kraft. In verzweifeltem Zustande wurde er ins Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er gestern abend verschied.

— Die bekannte Kaffeefirma Nortz & Co. in Havre schreibt unter dem 1. Juli: Eine von uns zu Beginn der Woche erhaltene Nachricht, wonach im Distrikt Ribeirão Preto Sonntag starker Frost mit teilweisem Verlust des Blüteansatzes geherrscht habe, wurde inzwischen von einzelnen Seiten bestätigt, von andern wurde ihr widersprochen. Der offizielle Bericht nennt keinen Temperatur-Abfall unter Null, und somit scheinen wir uns einer Sachlage gegenüber wie letztes Jahr zu befinden, wo unter ähnlichen Verhältnissen Frost gemeldet wurde, an den niemand glaubte, was aber nicht hinderte, daß dieser Frost augenscheinlich viel Schaden angerichtet hatte. Fast möchte es uns scheinen, als ob Fröste, auf Regen kommend, die Bäume mehr angreifen, als wenn sie in einer Periode der Trockenheit wie 1905 erfolgen, wenn auch die Temperatur niedriger ist. Wie dem auch sei, so hatte dieses neue Moment, daran erinnernd, wie viele Fährnisse die künftige Ernte noch durchzulaufen hat, zur Folge, aufs neue lebhaftere Nachfrage hervorzurufen bei anziehenden Märkten, und auch Brasilien meldet höhere Werte. Die Zufuhren daselbst bleiben außerordentlich klein, lange genug wenigstens, daß der Handel sie heute fast eher herbeisehnt, statt fürchtet. Die Verkäufe auf die neue Campaigne haben eine außerordentliche Höhe erreicht — kolossal, um kein im Vaterland so beliebte Adjektiv zu gebrauchen, und es ist damit zu rechnen, daß die Zufuhren der ersten Zeit hauptsächlich dazu zu dienen haben werden, die bereits eingegangenen Verpflichtungen zu erledigen, sodaß für den offenen Markt wenig übrig bleiben wird. Der Effekt dieser Sachlage auf den Markt wird sich wohl schwer vermeiden lassen, und jedenfalls dürften wir damit bis zu dem Augenblick gelangen, wo Blüte-Nachrichten allseitig ihren Einfluß üben müssen. Auch soll hier ein sehr bedeutendes Blanko-Interesse auf Juli bestehen, für das Lieferung verlangt wird. Der Santos-Markt soll gleichfalls stark überverkauft sein, und Juli daselbst aufgenommen werden. — Im Einklang mit Obenstehendem erwarten wir auch in nächster Zeit recht stetige Märkte, trotz Realisationen, welche in den letzten Tagen, offenbar für Rechnung Newyorker Haussiers, stattgefunden haben und noch stattfinden. Es ist wenig Kaffee im Inland, und die Juni-Statistik selbst, die wir Montag erwarten, dürfte ein sehr günstiges Resultat zeigen. In Disponibel hatten wir auch während dieser Woche sehr starke Frage. Es sind nach dem Ausland größere Posten gewaschener Kaffees verkauft worden, und ebenso gaben auch alle an-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter. — Tägliche Erzeugung 3 500 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlager in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Malland, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

deren Sorten größeren Geschäften Anlaß. Die im April von der Valorisation wieder eingekauften Kaffees sind in dieser Woche vollständig zu 1 Fr. höher, als in der Auktion bezahlt worden war, in den Handel übergegangen.

— Bis zum 20. Juli haben hier 174 junge Leute über 13 Jahren die vorgeschriebene Lizenz zum Verkauf von Zeitungen gelöst.

— Die hiesige Seidenweberei wird infolge der großen Ausdehnung ihres Geschäfts das Kapital von 300 Conto auf 1000 Conto erhöhen.

— Die hiesige landwirtschaftliche Gesellschaft hat dem früheren Ackerbausekretär Dr. Carlos Botelho für seine Leistungen auf dem Gebiet der nationalen Landwirtschaft insbesondere seine glänzenden Vorträge auf dem landwirtschaftlichen Kongreß in Bello Horizonte ihm offizielle Anerkennung ausgesprochen.

Polytheama. Gestern fand ein Benefiz für den Schauspieler Emilio Zago statt. Es gelangten drei Einakter zur Aufführung, darunter „Der Geizige“ von Goldoni.

S. José. Heute wird das Stück „Die Tochter des Jorio“ von Gabriele D'Annuncio gegeben.

Casino. Von heute ab beginnt ein teilweise neues Programm, welches dem bisherigen dem Vernehmen nach in keiner Weise nachstehen soll.

Bijoutheater. Die gediegenen und sorgfältig ausgeführten Filme finden allgemeinen Anklang. Der Besuch des hübschen Theaters ist andauernd sehr rege.

Radium. Die Direktion hat neuerdings ein vor-

zügliches Programm zusammengestellt, weshalb der Besuch nur bestens angeraten werden kann.

S. Paulo, Montag, den 24. Juli

— Der Staatspräsident, Herr Dr. Albuquerque Lins, reist heute auf eine Woche mit seiner Familie nach seiner Fazenda bei Limeira.

— Der Staatssenator Dr. Jorge Tibiriçá ist auf der Rückreise von Europa begriffen und wird in den nächsten Tagen bereits mit dem Dampfer „Asturias“ in Santos eintreffen. Dr. Tibiriçá ist Mitglied des Direktoriums der republikanischen Regierungspartei im Staate S. Paulo.

— Die Verhandlungen des Ackerbausekretärs und des Stadtpräfekten mit dem Conde de Alvares Penteado wegen Ankaufs des Sant' Anna-Theaters sind dem Abschluß nahe gebracht. Die notwendigen Verträge sind bereits entworfen. Der Besitzer verlangt für den Teil, der zur Herstellung des neuen Viaduktes benötigt wird, 650 Contos. Sofort nach Abschluß des Kaufvertrages wird der Ackerbausekretär den Bau des Viaduktes in Auftrag geben.

— In einem hiesigen portugiesisch geschriebenen Blatt wird gelegentlich einer Berichterstattung von dem Einfluß gesprochen, den die Werke von Schiller und Goethe auf Schubert ausübten. Die Namen, welche bei allen Kulturvölkern geläufig sind wie die von Shakespeare, Homer, Dante werden hier zu — Schneider und Ghete.

Munizipien.

Vom 19. Juli.

Santos. Der Chef des großen Importhauses Ed. Johnston & Co., das Filialen in Rio, Santos und S. Paulo unterhält, ist hier eingetroffen. Herr Charles E. Johnston kam auf dem deutschen Dampfer „Tijuca“.

— Die neue Textilfabrik von Berdados beschloß, ihr Kapital auf 270 statt 225 Contos festzusetzen. Die Beratung und Annahme der Statuten soll in einer Versammlung am 26. d. M. erfolgen. Wahrscheinlich wird hierbei das Gesellschaftskapital auf 300 Contos erhöht. Anfangs Januar soll bereits der Betrieb beginnen. Der Direktor Herr Sallemund reist demnächst nach Europa, um in Deutschland und in der Schweiz das Material einzukaufen und einen gelehrten Arbeiterstamm anzuwerben. Am alten Weg in Macueo wurde bereits ein Grundstück im Ausmaß von einem Hektar erworben.

Jundiahy. Dem Frauen-Wohltätigkeitsverein wurde gestern die erste Gruppe der Arbeiterhäuser übergeben. Die Gebäude liegen in der Rua do Trião.

— Der Eigentümer der großen Tonwarenfabrik in Prete de S. João, Herr Luiz Barbaro, entdeckte in den letzten Tagen ein Tonlager, welches ein ausgezeichnetes Material für feinere Tonwaren, Dachplatten etc. abgibt. Ein derartiges Lager ist in der Umgegend noch nicht gefunden worden.

Bragança. Hier herrscht allgemeine Ruhe, nirgends wurde die Ordnung gestört. Innerhalb der Arbeiterliga bekämpfen sich die verschiedenen Strömungen. Die Führer haben die Herrschaft über ihre Anhänger verloren. Die Führer sollen sogar in Zirkularen, Aufrufen etc. ohne Erlaubnis der betreffenden Arbeiter deren Namen zur Unterzeichnung von Schriftstücken benutzt haben. Dies gab den Behörden Anlaß, die Liga zu schließen und die Urkunden zu beschlagnahmen. Die Italiener haben Vertreter gewählt, welche mit einer Kommission der Fazendeiros verhandeln, ohne daß bisher ein Ergebnis erzielt wurde. Trotz der Schließung der Arbeiterliga beharren deren Führer auf ihrer Darstellung der Mißbräuche bei der Entlohnung, insbesondere der Anwendung falscher Maße, so daß die Polizei sich veranlaßt sah, auch hierüber Untersuchung einzuleiten. Einzelne Streikende, wie die von der Fazenda des Herrn Felipe Rodrigues de Siqueira, kehren zur Arbeit zurück.

Amparo. Kapitalkräftige Kreise betreiben die Errichtung einer Spinnerei und Weberei.

Dois Corregos. Die Firma José Augusto & Co. erhielt von der Munizipalkammer in Dois Corregos neben anderen Vergünstigungen Steuerfreiheit auf 20 Jahre zugestanden, wenn sie innerhalb einer bestimmten Frist dort eine Spinnerei und Weberei errichtet.

Itapetininga. In Gramadinho wurde im Walde die Leiche eines Arbeiters namens Salvador Amanco aufgefunden. Sie wies zahlreiche Stiche und Schmitte in Gesicht und Unterleib auf. Untersuchung ist eingeleitet.

Iguape. Von der Bundesregierung ist dem Munizip Iguape seinerzeit eine Beihilfe von 200 Contos, zahlbar in vier Raten zu 50 Contos, zur Verbesserung der Hafenverhältnisse gewährt worden. Zurzeit ist ein Kanal im Bau, der den Rio Comprido mit dem Mündungsbecken des Ribeira de Iguape verbinden soll. Hierfür soll jetzt die dritte Rate ausbe-

zahlt werden.

Barretos. Im Munizip Barretos soll eine neue Eisenbahn gebaut werden. Der frühere Präfekt von Ribeirão Preto, Dr. Veiga Miranda, ist nach S. Paulo gereist, um das Unternehmen dort zustande zu bringen.

Vom 20. Juli.

Santos. An der Rua S. Bento stürzten in einem Kaffeelager die hoch aufgeschichteten Säcke auf den Arbeiter Floriano Francini. Er erlitt verschiedene Quetschungen und mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

— Morgen oder übermorgen sollen in Santos 24 Zuchtstiere eintreffen, welche der Staat in Europa ankaufen ließ. Die englische Eisenbahn wurde bereits angewiesen, 24 Transportkäfige für die Tiere bereit zu stellen.

— Die Polizei verhinderte eine Bande Zigeuner, die angeblich nach Buenos Aires fahren will, den Dampfer „Algerie“ zu verlassen und an Land zu gehen.

— Heute kamen hier 236 Einwanderer an, welche im Staate landwirtschaftliche Arbeit suchen.

Ribeirão Preto. Seit einigen Tagen streiken die Maurer. Sie verlangen eine Lohnerhöhung von 500 Reis pro Tag. Der Streik verläuft vollkommen ruhig.

Araraquara. Am 29. Juni fiel der Kolonist auf der Fahrstraße von Santa Lucia nach Itaqueri seinen Herrn, den Fazendeiro Lazaro Beratti, an, der mit seiner Frau in einem Trolly saß. Er bedrohte den Fazendeiro mit dem Tode und raubte ihm sein ganzes Geld, das er mit sich führte, worauf der Räuber entfloh. Nun hat der Staatsanwalt gegen ihn Anklage erhoben und Verhaftung beantragt.

Vom 21. Juli.

Santos. In der Nähe der Markthalle befinden sich 48 Sandkälue, deren Führer die Arbeit einstellen, um den Preis des Kubikmeters auf 3\$000 zu treiben. Ihre Haltung ist friedlich.

Tibyriça. In dem Hause eines Bahnwärters an der Mogyanalinie bei Tibyriça setzten die Funken der Lokomotive ein Bett in Brand, in welchem ein kleines Kind schlief. Das arme Wesen erlag den schweren Brandwunden.

Iguape. Eine bösartige Epidemie breitet sich in unserer Stadt und der Umgebung aus. Auch in Prainha und in Santo Antonio do Juquia fordert das Fieber seine Opfer. Seit mehreren Tagen sind bereits Aerzte mit Sanitätspersonal hier tätig, die unter der Leitung des Dr. Hektor Guedes Coelho stehen. Nun wird auch der Chef der Sanitätskommission in Santos erwartet, Herr Dr. Guilherme Alvaro. Er will zusammen mit Herrn Dr. Delphinio Pinheiro de Ulhoa Cintra die Ursachen und die Hei-

Vom 22. Juli

lungsmethoden der gefährlichen Krankheit studieren.

Campinas. Der Besitzer der Strohhutfabrik in der Rua General Osorio, Herr Maximo Benetti, reichte bei der Munizipalkammer ein Gesuch um Befreiung von Gemeindeabgaben auf zwanzig Jahre hinaus ein, mit dem Hinweis darauf, daß das Rohmaterial ausschließlich im Munizip Campinas erzeugt wird. Das Gesuch des Herrn Benetti, der ca. 20 Leute beschäftigt, wird zur Zeit von den zuständigen Kommissionen geprüft.

Jundiahy. Der Direktor des Gymnasiums Hydecroft richtete wegen Platzmangel einen Abendkurs ein, der gestern eröffnet wurde. Die Lehrkräfte in

den Abendkursen wollen die drei verschiedenen Schulen in einem einzigen Gebäude vereinigen, wogegen sich die Bevölkerung, insbesondere die Arbeiterschaft wehrt, weil durch die weiten Entfernungen der Besuch erschwert würde.

Ca mpinas. Am 18. d. M. wurde auf der Strecke zwischen Crystand und Franca bei Kilometer 426 ein Unbekannter überfahren, der unmittelbar vor dem Zug das Geleise überschreiten wollte. Möglicherweise liegt Selbstmord vor.

Bragança. Zwischen den Fazendeiros und den Kolonisten kam es gestern zu einer Einigung, womit der verlustbringende Streik endlich beigelegt ist. Die Kolonisten sind auf die Fazendas zurückgekehrt, die Stadt bietet wieder den gewohnten ruhigen Anblick. Der Pflückerlohn ist auf 600 Reis festgesetzt worden, es müssen feste, nicht dehnbare Sammelgefäße gestellt werden. Sie müssen je 55 Liter messen, also etwas mehr als eine Alqueire, dafür braucht der gepflückte Kaffee nicht ausgelesen zu sein. Holzstückchen, Steine, wie sie beim Pflücken immer unter den Kaffee kommen, dürfen nicht bei Berechnung des Pflückerlohnes abgezogen werden. Die Fazendeiros verzichten endlich auf die Vertragsstrafe, welche sie nach dem Arbeitsvertrag bei Streiks verlangen könnten und auf Bezahlung von Mieten für die Streikdauer.

Cotia. Die Pulverfabrik von Annibal Pierrone bei der Station Cotia flog am 19. d. M. in die Luft. Der Besitzer und seine Frau wurden schwer verletzt.

Guaratiningueta. Auf der Fazenda Taquaral befindet sich ein wertvolles Kaolinlager. Die Besitzerin, die Firma Silveira & Co., schloß mit dem Industriellen Herrn Dr. John W. Richardson in Rio de Janeiro einen Ausbeutevertrag ab. Jede ausgeführte Tonne Rohmaterial wird mit 50 Milreis bezahlt. — Dieser Preis dürfte wohl zu hoch gegriffen sein.

Pederneiras. Gestern nachmittags 5 Uhr wurde der erste Stellvertreter des Polizeidelegado in Pederneiras erschossen. Der Ermordete war gerade an der Eisenbahnstation dienstlich beschäftigt, als ganz unerwartet mehrere Schüsse fielen, welche den Beamten sofort tot niederstreckten. Der Mörder namens Sebsatião Monrão konnte in der allgemeinen Verwirrung entfliehen. Der Beweggrund zur Tat ist unbekannt. Untersuchung ist eingeleitet.

Vom 24. Juli

Santos. Ein Wirbelsturm richtete gestern vormittag in Santos große Verheerungen an, namentlich an den Dächern und in den Anlagen. Unglücksfälle auf See sind bis jetzt noch nicht gemeldet.

— Hier läuft hartnäckig ein Gerücht um, welches von einer argen Korruption bei unserer Post spricht. Bei den Prüfungen für die Aufnahme in den Postdienst sollen schriftliche Probearbeiten, ehe sie zur Korrektur gingen, durch „verbesserte Auflagen“ ersetzt worden sein. Natürlich soll die Politik bei Auswahl der Günstlinge eine Rolle gespielt haben. Bestätigung bleibt abzuwarten.

Jundiahy. Die Schäden infolge des Hagelsturms am vergangenen Samstag sind sehr bedeutend. Die ältesten Einwohner können sich nicht entsinnen, daß Hagelkörner, förmliche Eisbrocken in solcher Größe gefallen wären. Personen auf den Straßen trugen Verletzungen davon, der Sturm und der Hagel riß Fetzen von den Kleidern ab.

Piracicaba. Die Kaffeeernte dieses Jahres fällt hier und in Curalinhos wegen der fortgesetzten Kälte

und des Reifes bedeutend schlechter aus als die letzte.

Botucatu. Aus Botucatu wird vom Sonnabend gleichfalls ein heftiges Hagelunwetter gemeldet. Körner bis zu 200 gr. wurden gefunden. Fensterscheiben, Dachziegel wurden zertrümmert. Die elektrischen Lampen der Straßenbeleuchtung sind zerstört. Die Hagelschauer wiederholten sich mehrmals des Tages.

Vom 25. Juli.

Santos. Gestern abend gegen 8 Uhr entstand in der Rua do Rosario Nr. 14, Ecke Rua Frei Gaspar, gegenüber der Post, ein gewaltiges Schadenfeuer. Der Inhaber der benachbarten Schweizer-Bäckerei, Herr J. M. Azevedo, der selbst durch einen gewissen Antonio Fortunato verständigt war, benachrichtigte sofort bei Entstehung des Brandes die Feuerwehr, die denn auch mit ihrem Kommandanten Kapitän Sulzer und verschiedenen Offizieren auf dem Brandplatz erschien. Sie konnte jedoch infolge der großen Hitze und infolge Wassermangels anfangs nicht an das Feuer herankommen. Erst als die Wasserreservoirs geöffnet waren und das Wasser zuströmen begann, konnte an eine Bewältigung des Feuers gedacht werden. Aus fünf Schläuchen schleuderten die Mannschaften dicke Wasserstrahlen gegen das brennende Haus. Den vereinten Anstrengungen der Feuerwehr und der Polizei gelang es denn auch, binnen einer Stunde jede Gefahr zu beseitigen, so daß der Löschzug gegen 10 Uhr unter Hinterlassung einer Feuerwache wieder einrücken konnte. Das Haus ist durch Feuer und Wasser völlig zerstört. Dach und Innenwände sind eingefallen. In dem zerstörten Anwesen befanden sich Spechzimmer von Aerzten und Zahnärzten, die Kanzleien einer Reihe von Advokaten, Bureaus von Gesellschaften und Privatfirmen, sowie offene Geschäfte und Werkstätten. Auch das benachbarte Anwesen Nr. 16 hat stark gelitten und zwar mehr durch das Wasser als durch das Feuer. Ferner wurde die Citylinie der Straßenbahn außer Betrieb gesetzt, desgleichen die Linien, welche über den Largo do Rosario gehen, weil die Zuleitung des elektrischen Stromes unmöglich wurde. Auf diese Weise kam es, daß z. B. die Vorstellungen im Polytheama Rio Branco ausfallen mußten. Das ganze Anwesen gehört einer Frau Maria de Araujo und ist mit 80 Contos versichert. Die Entstehungsursache ist noch nicht aufgeklärt. Man weiß nur, daß das Feuer in der Casa Franceza ausbrach, welche in dem Gebäude Räumlichkeiten gemietet hatte. Der Inhaber dieses Geschäftes, Herr Francisco B. Romano, war gestern vor Ausbruch des Feuers nach S. Paulo abgereist, der Gerent José Percy Alonso befand sich im kritischen Augenblick in der Confeitaria do Povo. Auf der Polizei gab er an, daß seines Wissens das Geschäft mit 50 Contos bei der Companhia Paulista versichert gewesen sei.



Fahr-
räder,
Motor-
räder,
Motor-
wagen.
und -Transport-Fahrzeuge.
Fremdsprachliche Kataloge.
Corona-Fahrradwerke u. Metall-
industrie A.-G., Brandenburg a.H.

Bundeshauptstadt

Rio, Dienstag, den 18. Juli.

— Der langjährige Direktor der hiesigen Niederlassung der London and Brazilian Bank, Herr F. Broad ist auf sein Ansuchen pensioniert worden. Zu seinem Nachfolger wurde der frühere Subdirektor, Herr F. S. Pryor, ernannt.

— Durch ein Versehen in der Druckerei geriet gestern die Notiz über die Regelung der Arbeitszeit der kaufmännischen Angestellten unter die Rubrik S. Paulo. Natürlich handelte es sich um die Regelung der Arbeitszeit hier in Rio.

— Der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo wird in seiner Eigenschaft als Großmeister des Freimaurerordens vom Großen Orient in S. Paulo demnächst nach dort reisen und bei dieser Gelegenheit landwirtschaftliche Institute und Unternehmungen in Piracicaba und Campinas sowie die Eisenwerke in Ipanema besuchen.

— Gestern kamen wieder 422 Einwanderer an, die auf der Blumeninsel untergebracht wurden.

— In der Federalkammer reichte der Deputierte für den Bundesdistrikt Nicanor Nascimento einen Gesetzesantrag ein, der die Arbeitszeit und die Arbeitsbedingungen der kaufmännischen Angestellten regeln soll. Die wesentlichen Punkte sind: Maximalarbeitsstag von 12 Stunden, einschließlich einer Stunde Pause für Mahlzeiten, allgemeine Sonntagsruhe, welche nur für Nahrungsmittel-, Wirtschafts-, Theater-, Transportgewerbe, Apotheken etc., Schulen, Bibliotheken und die Presse Ausnahme gestattet. Ausschluß der Kinder unter 10 Jahren, Lehrlinge unter 15 Jahren müssen Portugiesisch lesen und schreiben können, Verbot der Beschäftigung von Frauen oder jungen Leuten unter 18 Jahren zur Nachtzeit, Beschaffung gesunder heller Arbeitsplätze, Sitzgelegenheit für Frauen, Tragung der Heilungskosten durch den Patron, wenn er die Krankheit verschuldet, hohe Entschädigungen im Fall des alleinigen oder mitwirkenden Verschuldens bei Erwerbsunfähigkeit, Gewährung des Armenrechts an alle Handelsangestellten im Fall von Streitigkeiten und in der sonstigen Justizpflege, Beschleunigung der Gehaltsprozesse, vorläufige Vollstreckbarkeit der Urteile in solchen Prozessen, hohe Strafen für die Chefs im Falle der Gesetzesverletzung.

— Gewisse Auftritte kehren mit einer Regelmäßigkeit wieder, gerade als ob sie nicht zu beseitigen wären oder als ob niemandem etwas an der Beseitigung läge. Einige Angehörige unserer Armee ließen sich in einer Kneipe Ausschreitungen zuschulden kommen. Die Polizei und ein Wächter der Zivilgarde, welche sich ins Mittel legten, wurden mit Revolverschüssen empfangen. Letztere setzten sich auch zur Wehr und es fand so ein regelrechtes Feuertreffen statt, bis es endlich gelang, unsere Gardesoldaten festzunehmen. Verwundete gab es auf beiden Seiten. Kugelfänger aus dem unbeteiligten Publikum gab es diesmal nicht.

— Gestern brannte das Haus Nr. 23 an der Rua de Abrantes nieder, in welchem der Arbeiter José Fontes mit seiner Familie wohnte. Die Schlafenden wurden vom Feuer überrascht und konnten mit Mühe schwerverletzt gerettet werden. Die Feuerwehr wußte von der ganzen Sache nichts, weil ihr nichts gemeldet wurde. Nachbarn und Personen aus dem Publikum löschten endlich das Feuer.

— Am Sonntag nachmittag stieß das Automobil des Senators Fernando Mendes de Almeida in der Avenida do Mangue mit einem Fleischtransportwagen zusammen. Der Kutscher wurde vom Bock geschleudert und verletzt. Eines seiner Zugtiere kreperte sofort, die beiden anderen Esel wurden schwer zugerichtet. Im Automobil saß der Besitzer mit einem Begleiter. Die beiden Herren und der Chauffeur kamen unverletzt davon. Automobil und Fleischwagen wurden zertrümmert.

— Die monarchistische portugiesische Liga Don Manuel II. in Nietheroy beschloß den Boykott der portugiesischen Produkte. Ferner will sie den Familien der königstreuen, aber minderbemittelten Landsleute in Portugal die Ueberfahrt nach Brasilien ermöglichen.

— Auf der Zentralbahn gabs wieder einen Zwischenfall, damit sie nicht aus der Uebung kommt. Am Sonntag geriet eine Maschine „in Unordnung“. Die Verzögerung dauerte nur zwei Stunden.

— Die Unterschlagungen des Oesterreichers Franz Nielsen, der an Bord des „Principe di Udine“ verhaftet wurde, sollen sich auf ca. 400.000 M. belaufen. In seinem Besitz wurden an Checks und Bargeld nur ca. 30.000 M. gefunden. Die österreichische Gesandtschaft hat seine Auslieferung beantragt.

— Hier wird behauptet, und zwar von Blättern beider Parteirichtungen, daß der Landwirtschaftsminister der Kandidatur Rodolpho Miranda in S. Paulo nichts weniger als sympathisch gegenüberstehe. Ein Oppositionsblatt kolportiert sogar die Äußerung: „Noch habe ich meinen Beitritt nicht erklärt.“ Mag sich Herr Pedro de Toledo so geäußert haben oder nicht: sicher ist, daß er sich bisher passiv verhielt. Er hat gewiß viel für die Pseudohermisten von S. Paulo getan, indem er den Bitten der dortigen Junta um Unterbringung von Parteigenossen nach Kräften entsprach, den notleidenden „S. Paulo“ mit Aufträgen zur Veröffentlichung von Erlassen und Gesetzen fütterte usw. Aber andererseits war auch er es, der Rodolpho Miranda einer seiner sichersten Stützen beraubte, indem er das Volkszählungsamt aufheben half. In S. Paulo pfeifen die die Spatzen es von den Dächern, daß die so plötzlich an die Luft gesetzten Volkszähler bis auf drei oder vier ins gegnerische Lager übergegangen sind. Politische Ueberzeugungen kennt man ja bei uns kaum! Auch für das Parteiblatt „S. Paulo“ war diese Aufhebung ein schwerer Schlag, denn die Zählbeamten mußten dort als Redakteure und Reporter ohne besondere Entschädigung tätig sein, ja sie waren sogar verpflichtet, auf ihre Kosten ein Abonnement auf das Blatt zu nehmen. Das fällt nun alles weg. Herr Pedro de Toledo ist gewiß der Freund seiner Freunde. Es ist sogar eine seiner hervorragendsten Eigenschaften, daß er in seinem ganzen Leben den Freunden stets die Treue gehalten hat. Aber daneben ist er auch ein Mann von Verantwortlichkeitsgefühl, der die Freundschaft nicht so weit treibt, daß er darüber die Finanzen ruiniert und das Wohl des Landes opfert. Auch wenn man in der Freundschaft sehr weitherzig ist, gibt es eine gewisse Grenze, die ein anständiger Politiker nicht überschreiten darf. Diese Grenze scheint jetzt in den Beziehungen zwischen den Pseudohermisten von S. Paulo und dem Landwirtschaftsminister erreicht zu sein. Mit Leuten, die so ganz und gar die Grundsätze des Regierungsprogramms des Marshalls verleug-

nen, daß sie sogar mit Anwendung von Gewalt drohen, falls die Paulistaner Wahlen nicht nach ihrem Wunsche ausfallen, mit solchen Leuten kann Herr Pedro de Toledo, ein Vorkämpfer für ehrliche Wahlen und wahre Demokratie, auf die Dauer keine Gemeinschaft haben.

— In der „Gazeta de Noticias“ beschäftigt sich Herr Alberto Torres mit der Marokkofrage. Durch übermäßige Deutschenfreundlichkeit zeichnet sich sein Artikel natürlich nicht aus. Auch an übergrosser Kenntnis der politischen Lage leidet er nicht. Die Ausführungen des Herrn Torres scheinen vielmehr keinen anderen Zweck zu haben, als für Abrüstungs- und Weltfriedensideen Propaganda zu treiben. In unserer positivistisch angekränkelten Intelligenz finden diese utopischen Schwärmereien immer Beifall. Bis uns eines Tages die weniger sentimentalen Argentinier recht unsanft ans den süßen Weltbeglückträumen wecken werden!

— Daß die Cholera in Süditalien wieder zum Ausbruch gekommen ist, ist bekannt. Ebenso, daß die Seuche von dort bereits in vereinzelt Fällen nach Triest, Genua, London, New York verschleppt wurde. Wir sind bislang verschont geblieben, aber bei dem starken Verkehr mit Italien schwebt die Gefahr stets über unseren Häuptern. Die Sanitätsbehörden versichern, daß sie alle Maßregeln getroffen hätten, um die Einschleppung der Cholera zu verhindern. Aber man kennt diese Maßregeln vom vorigen Jahre her, als nur der Zufall der Anwesenheit argentinischer Aerzte an Bord der „Araguaya“ uns die Seuche hier in Rio vom Halse hielt. Es mag ja sein, daß in unserem Hafen wirklich alles Nötige angeordnet ist, und in Santos sorgt der Staat S. Paulo schon dafür, daß er von der Gefahr geschützt wird. Aber unsere Behörden vergessen zu leicht, daß Rio und Santos nicht Brasilien sind, sondern daß sich das Land noch nordwärts und südwärts erstreckt. Auch dort gibt es Häfen, die von Ueberseedampfern angelaufen werden: Para, Manaus, Maceio, Pernambuco, Bahia, Victoria, S. Francisco, Florianopolis, Rio Grande do Sul. Was hat die Bundesregierung dort getan, um die Einschleppung zu verhüten und etwa vorkommende Fälle schnell und wirksam zu isolieren? Wir sind überzeugt, daß dort alles beim Alten blieb. Hat sich die Seuche aber erst einmal im Lande eingenistet, dann bleiben auch die Städte nicht verschont, die scwärts geschützt wurden.

— Zwischen den Zigarrenfabriken und den hiesigen Detailverkäufern ist ein Abkommen über Absatz und Verkaufspreise getroffen worden. Aus Anlaß dieser Vereinbarung fand im Hotel Rio Minho ein Frühstück statt, bei der die Zigarrenfabrik Carioca den Teilnehmern Zigarren vorlegte, die aus im Munizip S. Gonçalo (bei Nictheroy) gebautem Tabak hergestellt waren und deren Güte bei den Anwesenden Aufsehen erregte.

— Die Gesellschaft Mascagni erzielte mit der Auführung der „Cavalleria Rusticana“ ihres Dirigenten einen riesigen Erfolg. Der Beifall des vollbesetzten Hauses wollte kein Ende nehmen.

— Der Finanzminister wird einige Inspektoren in besonderer Mission nach den Einzelstaaten senden. Die Inspektoren sind mit geheimen Instruktionen versehen worden. Das wird sicherlich an verschiedenen Orten „angenehme“ Ueberraschungen geben!

— Die Zustände in dem volkreichen Vororte D. Clara erfordern dringend die Aufmerksamkeit sowohl der Präfektur als auch der Polizei. Es fehlt

dort an allem, an Wasser, Kanalisation, Licht. Nur an Unkraut und Müllhaufen auf den Straßen mangelt es nicht. Es gibt eine ganze Reihe von Strassen mit guten Häusern, für die sich entsprechende Mieter nicht finden, weil der Schmutz niemanden dorthin gelangen läßt. In der Dunkelheit kann durch D. Clara nur gehen, wem sein Leben keinen Pfifferling wert ist. Zahlreiche Banden von Soldaten und Rowdies treiben sich betrunken in den Straßen umher, provozieren Konflikte, rauben, stehlen, schiessen und stechen. Die Polizei, die in der Innenstadt mit der Ausrottung des Bichspiels und mit der Verpflanzung der Dirnen aus einer Straße in die andere beschäftigt ist, hat keine Zeit, sich der Vororte anzunehmen. Und auch die Präfektur scheint ihr Interesse auf die Avenida Beira-Mar zu konzentrieren.

Rio, Mittwoch, den 19. Juli.

— Der Minister des Aeußern Baron von Rio Branco wird für den Nobelfriedenspreis als Kandidat vorgeschlagen. Brasilien hat nämlich mit 29 Schiedsgerichtsverträgen den Weltrekord und marschiiert also wenigstens in dieser Beziehung an der Spitze der Kulturnationen.

— Auf hoher See begannen die Matrosen der „Hollandia“ zu streiken, um damit die Solidarität mit ihren streikenden Kollegen in Amsterdam zu bekunden. Auch bei der Landung in Rio verhielten sie sich völlig untätig, so daß die Heizer zum Schiffsdienst herangezogen werden mußten. Die Polizei stellte eine Wache auf das Schiff, doch wurde die Ruhe nicht gestört.

— Paderowski wird im Stadttheater in Rio vier Klavierkonzerte geben. Das erste findet am 31. Juli statt. Paderowski wird am 25. mit dem englischen Dampfer „Asturias“ eintreffen, auf dem er sich eigens ein Musikzimmer einrichten ließ.

— Herr Irineo Marinho gab gestern die erste Nummer seiner neuen Zeitung „Die Nacht“ heraus. Das Blatt ist illustriert, umfaßt 8 Seiten und bringt einen gediegenen vielseitigen Lesestoff.

— Die Herren Geolami und Louis Obevillon, Vertreter einer Kapitalistengruppe in Paris, richteten an den Landwirtschaftsminister Pedro de Toledo eine Anfrage, worin sie sich nach dem Preis der zur Baumwoll- und Kakaokultur geeigneten Ländereien in Bahia erkundigen. Die Kulturen sollen im größten Maßstab unternommen werden.

— Auf der Einwanderungsinsel sind jetzt 834 Einwanderer untergebracht. Vom 1. bis 17. Juli brachten die Immigranten 28:613\$ Bargeld mit ins Land.

— Zu Ehren des Bundespräsidenten findet bei seiner Rückkunft von Bahia eine Parade statt, an der eine Division Infanterie, eine Division Artillerie, eine Division Kavallerie und eine Brigade Polizeimanschalt anrücken werden. Ferner nehmen teil eine Maschinengewehrkompanie und ein Pionierbataillon. Das Oberkommando wird General Pedro Bittencourt führen.

— Der Intendent Leite Ribeiro reichte einen Gesetzesantrag ein, der die Tilburys abschaffen will. Das Gefährt sei vorsintflutlich, unsicher und unhygienisch, weil die Passagiere neben den Kutschern sitzen müssen. Naun!

— Vorgestern reichte der Deputierte Lindolpho im Bundeskongreß einen wichtigen Gesetzesantrag über die Konsularfakturen ein. Die wesentlichen Bestimmungen sind folgende: Die von den brasilian-

nischen Konsuln im Auslande zu beglaubigenden Fakturen sind in dreifacher Ausfertigung vorzulegen. Das erste Exemplar wird vom Konsulat direkt an die Kontrollorgane des Bestimmungshafens geschickt, das zweite gelangt unmittelbar an das Bundesamt für Handelsstatistik in Rio de Janeiro, das dritte in die Konsulatsarchive. Die Primafaktura kann in Hand- oder Maschinenschrift gefertigt sein und muß die vorgeschriebenen Stempelmarken tragen, ehe sie visiert wird. Die Sekunda und Tertia können Kopien sein und brauchen nicht gestempelt zu werden. Der Verzollung und Versteuerung wird die Primafaktura zugrunde gelegt. Es folgen Strafbestimmungen für die Konsulate, wenn sie Fakturen ohne Stempelmarken durchgehen lassen. Wenn sich bei der Zollbehandlung der deklarierten Waren herausstellt, daß der Inhalt der Sendungen von der Angabe in der vom Konsul visierten Faktura quantitativ oder qualitativ zum Schaden des Fiskus abweicht, so muß der doppelte Zoll entrichtet werden.

— „The North British Mercantile Insurance Cy.“ mit dem Sitz in London suchte um die Konzession zum Geschäftsbetriebe nach unter Zugrundelegung eines Kapitals von 1500 Contos.

— Am Samstag empfing der Finanzminister den deutschen Geschäftsträger, welcher den Direktor der Deutschen Bank für Südamerika vorstellte.

— Gestern beging der Reporter Soares des „Diario de Noticias“ Selbstmord durch Vergiften mit Strychnin. Ihm war von der Zentralbahn der Eintritt in die Anlagen des Unternehmens amtlich verboten worden, weil er als Austifter oder Antreiber des Streiks in der Station S. Diogo angesehen wurde.

— In den letzten Tagen kamen große Sendungen von Ansichtspostkarten mit dem Bilde Dom Pedro II. an, ferner solche mit der brasilischen Kaiserkrone und dem Bilde Dom Luiz' von Bragança. Die Postkarten werden hauptsächlich in den Nordstaaten abgesetzt.

Rio, Donnerstag, den 20. Juli.

— Auf dem Platz 7 de Maio stieß ein Automobil in voller Fahrt gegen einen Laternenpfahl. Der Chauffeur und eine vorübergehende Frau wurden von dem niederstürzenden Pfosten getroffen und schwer verletzt. Der Gasolinbehälter des Automobils explodierte, wodurch das ganze Fahrzeug zerstört wurde.

— Aus der Fabrik der Companhia America Fabril verschwanden seit einiger Zeit fertige Waren. Der Verdacht fiel schließlich auf einen gewissen Antonio Felipe Santiago. Der Fabrikdirektor erstattete gegen ihn Anzeige. Im Laufe der Untersuchung gestand Santiago, in die Enge getrieben, die Diebstähle. Der Verlust der Fabrik beläuft sich auf 10 Contos.

— „Diario de Noticias“ rechnet dem Bundespräsidenten vor, was seine Reise nach Bahia kostete. Der Präsidialsekretär Alvaro de Teffé hat vor einigen Tagen offiziell erklärt, daß die Bundes- und Staatskassen überhaupt nicht an den Reisekosten beteiligt sind. „Diario“ berechnet nun allein den Kohlenverbrauch des Panzers „S. Paulo“ auf 174 Contos. Die Umbauten auf dem Dampfer „Bahia“, welchen der Präsident auf der Reise benutzte, hätten ferner 400 Contos gekostet usw. Was diese Sticheleien bezwecken sollen, ist nicht recht klar. Wenns der Staat nicht zahlen muß, kanns ihm einerlei sein.

was die Reise kostet.

— „Gazeta de Noticias“ von Rio macht auf einen Zwischenfall aufmerksam, von dem sie meint, er müsse nun weittragende politische Konsequenzen nach sich ziehen. Es handelt sich um das Acre-Gebiet. Unter der Präsidentschaft Campos Salles wurden im Anschluß an einen Staatsvertrag aus dem Jahre 1867 die Hoheitsrechte Boliviens im Acregebiet anerkannt. Bei Uebernahme des Ministeriums des Aeußern gelang es dem Baron von Rio Branco, das Gebiet gegen eine Entschädigung von drei Millionen Pfund Sterling an Brasilien zu bringen. Inzwischen hatte aber Bolivien das ganze große Gebiet einfach an ein nordamerikanisches Syndikat verschachert. Die Gesellschaft erhielt nämlich das ausschließliche Recht zur Ausbeutung des Territoriums. Auch diesen schmachvollen Zustand beseitigte Baron von Rio Branco, allerdings gleichfalls unter Geldopfern. Damals stützte sich der Minister auf eine Karte aus dem Jahre 1870, die älteste, welche bekannt war. Acre war danach nicht ein Teil des Staates und der ehemaligen Provinz Amazonas, sondern ein neu erworbenes Bundesterritorium. Selbstverständlich hatte Ruy Barbosa eine andere Ansicht und verteidigte unter Benutzung der Regierungserklärungen die Rechte von Amazonas. Ebenso selbstverständlich hatte Ruy Barbosa damit keinen Erfolg. Nun wurde eine Karte bereits aus dem Jahre 1867 aufgefunden, hergestellt von dem Kartographen des damals kaiserlichen auswärtigen Amtes, einen Herrn Ponte Ribeiro. Diese Karte bestätigt die Ansicht des früheren Bundespräsidenten Campos Salles. Die bekannte gerade Grenzlinie ist auf der alten Karte derartig eingetragen, daß Acre zweifellos zu Bolivien gehörte. Damit sind wichtige Schlußfolgerungen ermöglicht. Acre ist also kein altes zur Provinz Amazonas gehöriges Gebiet, sondern ein von der Republik neu erworbenes Territorium. Danach wäre der jetzige Zustand, bei dem Acre vom Bund, nicht vom Staat Amazonas verwaltet wird, vollkommen berechtigt. Warum aber die Auffindung der alten Karte, die doch nichts ändert, sondern Bestehendes bekräftigt, diplomatische Weiterungen nach sich ziehen soll, ist nicht einzusehen.

— Der Dampfer „Cordoba“ bekam Maschinendefekt. Nach Beseitigung des Schadens fuhr er, um die Zeit einzuholen, direkt nach Buenos Aires. Die Santenser Passagiere wurden von der „Hollandia“ übernommen.

— Auf Antrag des Herrn Julio Bernard Sanzac ordnete das Gericht die Liquidation der Firma H. Garnier & Co. an, nachdem der Teilhaber Herr Hippolito Garnier verstorben ist.

— Der Landwirtschaftsminister Pedro de Toledo beauftragte den Marineoffizier Frederico Villar, der sich bereits in Europa befindet, mit dem Studium der norwegischen und der japanischen Fischereiorganisation. Bei Cap Frio will er eine Fischerschule errichten.

— Dr. José Carlos Rodrigues erhält nachträglich für seine Sammlung der Brasilianna von der Nationalbibliothek ein Angebot von 50.000 Dollar. Diese wertvolle Büchersammlung ist jedoch bereits von Herrn Dr. Julio Ottoni angekauft und der Bundes-Bibliothek geschenkt worden.

— An Stelle Seabras, soll Dr. Sebastião de Lacerda Verkehrsminister werden, wenn die Wahlen in Bahia vorbei sind. So meldet der „Correio da Manhã“. Aber vorläufig

sind die Wahlen noch nicht vorbei und Herr Seabra ist auch noch nicht zum Präsidenten von Bahia gewählt. Die Ministerkandidatur ist da etwas verfrüht.

— Der nordamerikanische Botschafter in Rio Irving Dudley tritt einen Erholungsurlaub nach Europa an.

Rio, Freitag, den 21. Juli.

— Vor einigen Tagen berichteten wir, daß an Bord des von Genua eingelaufenen Dampfers „Principe de Udine“ ein junger Oesterreicher Namens Niesner, der bei einer Wiener Bank große Unterschlagungen begangen haben soll, verhaftet wurde. — Im „Wiener Tageblatt“ vom 2. Juli lesen wir darüber folgendes: „Seit dem 28. Juli ist der Bankkassier Franz Niesner, am 5. Mai 1885 zu Hermannstadt in Siebenbürgen geboren, 2. Bezirk, Kleine Pfarrgasse Nr. 28, Wien, wohnhaft gewesen, aus Wien verschwunden. Er hat Koupous von Wertpapieren in der Höhe von 34.000 K. unterschlagen. Geschädigt ist ein hiesiges Bankinstitut. Niesner ist untermittelgroß, ziemlich stark, hat dunkelblondes, dichtes, aufgekämmtes Haar, keinen dunkelblonden Schnurrbart, ebensolchen kleinen Spitzbart, den er sich möglicherweise hat rasieren lassen, blasses, längliches Gesicht, graue Augen, schöne Zähne und stramme Haltung. Er war zuletzt mit schwarzem, steifem Hut, gelben Schuhen, dunklem Ueberzieher bekleidet und trug einen Revolver bei sich. Die Verhaftung Niesners ist angeordnet. Die Polizeidirektion warnt in einer Kundmachung Banken, Wechselstuben und grössere Hotels vor dem Ankauf größerer Kouponposten. Franz Niesner bewohnte als Altermieter ein bescheidenes Zimmer und schien einen Lebenswandel zu führen, der sich mit einem mäßigen Einkommen vereinbaren läßt. Allerdings verbrachte er, vornehmlich in letzter Zeit, sehr häufig die Nächte ausser Haus und kam immer seltener zum Schlafen heim. Mittwoch, den 28. Juni, beglich er bei seiner Zimmerfrau seine Rechnung und zeigte ein auffallend verstörtes Wesen. Er erklärte, er müsse auf einige Zeit zum Kurgebrauch in ein Sanatorium, da er sich eine Blutvergiftung zugezogen; wann er zurückkomme, könne er nicht bestimmen; er würde aber jedenfalls seine Ankunft vorher avisieren. Die Quartiergeberin erfuhr erst gestern von den Veruntreuungen des Bankbeamten, als eine polizeiliche Revision seiner Effekten vorgenommen wurde. Diese Hausdurchsuchung blieb ergebnislos. Es heißt, daß Niesner in Beziehungen zu einer Wiener Soubrette gestanden und durch diese Liaison in mißliche finanzielle Verhältnisse geraten sei. Niesner, der Reserveleutnant ist, entstammt einer angesehenen Familie.

— Die Blätter bringen folgende schauerliche Mitteilung über die Mißhandlung eines armen Waisenkindes von 5 Jahren, das bei einem gewissen João Gomes de Almeida in der Avenida dos Lazaros untergebracht war. Die Nachbarn waren schon seit längerer Zeit durch das Gewimmer und Geschrei eines Kindes, das täglich aus dessen Hause erscholl, aufmerksam geworden. Als sie gestern heimlich einen Blick durch die Tür warfen, sahen sie, daß das arme Geschöpf mit ausgebreiteten Armen, wie gekreuzigt an einer Tür hing und in dieser Position mit einem Riemen blutig geschlagen wurde. Sie avisierten die Polizei, welche den rohen Patron verhaftete und das Kind in ihren Schutznahm. Das Volk wollte den Unmenschen lynchen. So ein Mensch

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N 4. S. Paulo
Von 1 - 3 Uhr. Telephon 1407.

sollte eigentlich genau so behandelt werden, wie er das arme Kind gequält hat!

— Die Kolonie Bandeirantes, die soviel Anlaß zu Klagen gab und vor einigen Wochen vom Bundespräsidenten besichtigt wurde, wird jetzt ausgebaut und abgerundet. So erwirbt der Bund ein großes Grundstück in S. José de Barreiros von dem jetzigen Eigentümer Herrn José Pedro Rodrigues.

— In einem Laden an der Rua Assembleia ließ ein bekannter Spitzbube namens Jayme Fidalgo einen Regenschirm mit goldenem Griff mitgehen. Ein Angestellter bemerkte dies, eilte ihm nach und stellte ihn in der Avenida Central. Fidalgo ging mit zurück in das Geschäft. Hier aber zog er plötzlich sein Rasiermesser und brachte dem Geschäftsinhaber Idiamo Sermo und einem Angestellten schwere Wunden bei. Der Spitzbube, der den bezeichnenden Beinamen Ferro Velho führt, wurde zum Glück festgenommen, obwohl er sich wie ein Rasender gebärdete.

— Die Correctoren der Warenbörse in Rio erstatteten dem Ackerbaumministerium einen Bericht, mit interessanten statistischen Angaben. In der letzten Woche schwankte der Baumwollpreis in Rio zwischen 9\$800, 10\$600 und 10\$900. Im gleichen Zeitraum des Vorjahres für die gleichen Qualitäten zwischen 13\$500 und 16\$000 für Arroba. 15.599 Sack Zucker gingen ein. Die Verkaufspreise waren 190 bis 250 Reis pro Kilo. Minas-Gummi (Maugabreiraeextrakt) wertete zwischen 40\$000 und 46\$000 pro Arroba.

Rio, Sonnabend, den 22. Juli

— Mascagnis „Asabeau“ wurde gestern im Stadttheater unter gewaltigem Beifall zum ersten Male aufgeführt.

— Der englische Konsul hat den Landwirtschaftsminister gebeten, ihm Samen der Paranaß (Castanha do Para) zu überlassen, mit denen in Indien Versuche angestellt werden sollen. Das erinnert an die Geschichte unserer Hevea brasiliensis, die auch vor Jahren nach Indien abgegeben wurde und die großen Plantagen ermöglichte, die unsere Gummi-Produkte so bedrohen. Natürlich läßt sich die Erfüllung der Bitte nicht umgehen. Es hätte sogar nicht einmal Zweck, denn die Engländer können sich das Gewünschte auch auf privatem Wege verschaffen. Das ist klar. Weswegen wird den Fall hervorheben, ist etwas anderes. In europäischen Städten kennt jedes Kind die Paranaße. Wer aber kennt sie hier bei uns? Es ist in der Hauptstadt des Landes, das diese Frucht erzeugt, schwierig, sie zu beschaffen. Walnüsse und Haselnüsse, die aus dem Auslande importiert werden, sind dagegen überall zu haben. Wie mit der Paranaß, so geht es mit vielen anderen Landesprodukten, die ihren Absatz im Auslande suchen müssen, während wir es vorziehen, ähnliche ausländische Erzeugnisse zu verbrauchen. Und dann wundern wir uns, daß wir nicht

ordentlich vorwärts kommen!

— Der Landwirtschaftsminister wird am 27. d. M. mit dem Luxuszug nach S. Paulo reisen, um am 28. an der Geburtstagsfeier seiner Mutter teilzunehmen. Am darauffolgenden Tage wird er von neuem in das Amt des Großmeisters des Großen Orients von S. Paulo eingeführt, und am 30. erscheint er zu einem Bankett, das Freunde ihm zu Ehren im Saale der Gesellschaft Germania veranstalten. Dem Komitee gehört außer den Herren Rodolpho Miranda und Raphael Sampaio auch Herr A. Zerrenner an. Der Minister wird auf seiner Reise von dem Bundessenator Dr. Lauro Sodré, Großmeister von Brasilien, und seinem Kabinettssekretär Dr. Lino Moreira begleitet.

— Von vielen Seiten ist die Olivenkultur in Brasilien bestritten worden. Auch der Direktor im Paulistaner Ackerbausekretariat, Dr. Gustavo D'Utra, hat in einer langen Studie, die er vor mehreren Monaten im „Boletim de Agricultura“ jenes Staates veröffentlichte, die Olivenkultur als für uns ungeeignet bezeichnet. Schon damals wurde dieser Ansicht widersprochen. Wir erinnern uns, die Auslassungen eines gelegentlichen Mitarbeiters des „Jornal do Commercio“ wiedergegeben zu haben, der über seine Beobachtungen in einer verlassenen Italienerkolonie bei Angra dos Reis berichtete. Jetzt ist beim Landwirtschaftsminister ein Gesuch eingelaufen, das jene Beobachtung ebenfalls widerlegt. Ein gewisser Anuncio Ungaretti aus Caxias, Staat Rio Grande do Sul, bittet um eine Prämie für Olivenkultur. Er hat vor 10 Jahren 150 Olivenbäumchen aus Europa kommen lassen, die vorzüglich gediehen und von denen die meisten Früchte tragen. Und gerade die Tragfähigkeit ist es, die immer bestritten wurde. Der Antragsteller will die Prämie dazu verwenden, um weitere 10.000 Olivenbäume aus Italien kommen zu lassen und die Kultur im großen zu betreiben, da nach seinen Angaben sich große Landstrecken des Staates Rio Grande do Sul vorzüglich zum Olivenbau eignen. Wir möchten wünschen, daß der Landwirtschaftsminister den Mann unterstützt, denn die Olive wird in Brasilien in bedeutenden Mengen importiert, sowohl als konservierte Frucht als auch als Öl, und es würden erhebliche Geldbeträge im Lande bleiben, wenn wir selbst die Olivenkultur in großem Umfange aufnehmen könnten.

— Im Monat Juni wurden laut einem Bericht des Besiedelungsamtes im Einwandererheim auf der Blumeninsel 3202 Einwanderer beherbergt. Davon waren 1729 männlichen Geschlechts, 3148 waren Landwirte, 54 anderen Berufs. Von den Einwanderern gingen 1576 nach Parana, 860 nach S. Paulo, 442 nach Rio Grande do Sul, 88 nach Espirito Santo, 50 nach dem Staate Rio und 186 nach anderen Bestimmungsorten.

— Im August sollen die üblichen Jahresmanöver abgehalten werden. Der Generalstabschef, General Caetano de Faria, wird sich demnächst nach Guaritiba, Jacurussa, Campo Grande und Itaguahy begeben, um das Manövergelände auszuwählen, die Wegeverhältnisse zu studieren und die Biwakplätze zu bestimmen. Eine Offizierkommission wird alsdann eine Karte des Manövergeländes aufnehmen.

— Wie es heißt, ist der Baron von Rio Branco mit der Abfassung eines Berichtes beschäftigt, in der er einige der wichtigen Fragen klarlegen wird, die augenblicklich das Ministerium des Aeußern be-

GUSTAV BREYER
HAMBURG
PIANOS
TROPENSICHER GEBAUT.
HERRVORRAGEND IN TON UND
ELEGANZ. MÄSSIG IM PREIS.
Illustrierter Katalog gratis.

schäftigen. Ganz Brasilien wird sich freuen, wenn es wieder einmal etwas über die Tätigkeit des Auswärtigen Amtes zu hören bekommt, denn der Baron macht sich nicht nur in den Ministersitzungen rar.

— Der neueste Skandal auf dem Schatzamte, wo Schwindler mit Hilfe falscher Vollmachten Gelder aus einer Konkursmasse abhoben, hat von neuem gezeigt, wie unhaltbar der gegenwärtige Zustand unseres Gerichtsschreiberei- und Notariatwesens ist. Es ist allgemein bekannt, daß man ohne die geringsten Schwierigkeiten in jenen Bureaus heute die Anerkennung einer Unterschrift als Mello, morgen als Andrade und übermorgen als Oliveira bekommen kann, ganz nach Bedarf. Das ist die Folge unserer vorsintflutlichen Gerichtsverfassung, die diese Aemter als persönliches Eigentum weggibt, anstatt sie, wie anderwärts, entweder mit den beförderungsfähigen Beamten zu besetzen oder sie nur bedingungsweise zu übertragen. Am merkwürdigsten aber ist, daß diejenigen, die durch ihre leichtfertige Beurkundung den Fiskus Schaden verursachen, niemals zur Verantwortung gezogen werden oder Schadenersatz leisten müssen. Sondern alles wird auf die breiten Schultern der Steuerzahler abgewälzt!

— Als kürzlich ein als tieferliebes und dem Trunke ergebenes Frauenzimmer bekannte Schwarze in eine Chacara der Rua Chile eintrat, sah sie auf dem Boden einen Schal liegen; daneben auf dem Rasen aber wimmerte ein neugeborenes Kind. Sie hob es auf, brachte es in ihre Hütte und pflegte es auf jede Art, als wenn es ihr eigenes wäre. Sie wollte es sogar taufen lassen und bat die Frau eines Polizeiagenten, Pate zu stehen. Als diese das weiße, gutgekleidete Kind erblickte, wurde sie über dessen Herkunft mißtrauisch und erstattete Anzeige. Man vermutet, daß es sich um das Produkt unerlaubter Liebe handelt und sucht die Eltern zu ermitteln.

— Der Minister des Innern ernannte Herrn Agnor Miranda zum Vertreter Brasiliens auf dem Esperanto-Kongreß in Antwerpen.

Rio, Montag, den 24. Juli

— Das Verschwinden des Zolldeputierten José de Lima erregt in den Kreisen der Zollbeamten und der Kaufmannschaft großes Aufsehen. Er sandte vorher seiner Familie einen Brief, in welchem er seine Absicht, in den Tod zu gehen, mitteilte und bat, von allen Nachforschungen als zwecklos abzusehen. Am vergangenen Dienstag war er noch im Club

Kolonie Campos Salles!

Schulhauseinweihungsfest

am Montag, den 13. August 1911.

Programm:

11/21 Uhr: Empfang der Gäste auf der Station Cosmopolis durch die Vereinsmitglieder.

12 Uhr: Festeröffnung.

1. Vortrag eines Festprologes, ged. v. J. v. Schleinitz
2. Festrede, gehalten von R. Heinritz, R. d. G.
3. „Deutschland über Alles,“ gesungen v. d. Schulkindern
4. „Gruss an die Heimat,“ Männerquartett.
5. Uebergabe der Schule durch Herrn Baumeister an den Schulverein.
6. Entgegennahme und Dank durch den Präsidenten.
7. „Glaube, Liebe, Hoffnung,“ gesungen v. Männerchor.
8. Musikvortrag
9. Gemütliche Unterhaltung durch Schiessen, Kegeln, Kinderspiele, Verlosung etc.

Abends 7 Uhr:

Ball im alten Schulhause.

Im neuen Schulhause:

Gemütliche Unterhaltung durch Gesang, komische Vorträge etc.

Alle Freunde von nah und fern sind freundlich eingeladen
N. B. Die Herren Konsuls sind extra eingeladen!

Der Vorstand.

24 de Maio, dessen Vorstand er ist, und nahm weinend von den übrigen Mitgliedern der Vorstandschafft Abschied. Bis jetzt fehlen Nachrichten über seinen Verbleib.

— Auf der Station D. Clara begingen Soldaten des Bundesheeres schon wieder eine Ausschreitung. Ohne jeden Anlaß drangen sie in ein Privathaus ein, in welchem gerade eine vergnügte Gesellschaft beisammen saß, und begannen darauf los zu schiessen. Die Angegriffenen setzten sich zur Wehr und schossen einen der Störenfriede nieder. Die Polizei machte dem häßlichen Schanspiel ein Ende.

— Hier wurde gestern der mit der „Asturias“ reisende Redakteur des „Temps“, Herr Eugene Lantier erwartet, welcher den Stand der hiesigen Industrie, sowie die allgemeine kommerzielle und finanzielle Lage Brasiliens zur Berichterstattung über die im Lande angelegten Französischen Kapitalien studieren soll.

— Die Handelsangestellten hatten beschlossen, sich an den Bundespräsidenten mit der Bitte zu wenden, die Anstellungsverhältnisse im Handel bessern zu wollen. Gestern begab sich deshalb die Vorstandschafft der Associação Phenix Caixeiral in den Catetepalast und überreichte durch ihren Wortführer Herrn Henrique de Andrade dem Marschall Hermes eine Denkschrift.

— In der Rua Riachuelo stürzte sich gestern ein gewisser Augusto Fernandes aus dem Fenster im ersten Stock seiner Wohnung auf den Hof, weil er den Tod seiner Frau nicht überleben wollte.

— Die Verzögerung der Festlichkeiten anlässlich der Rückkehr des Marschalls Hermes hinderte nicht, daß heute nacht in der Avenida Central ein zahlreiches festlich gestimmtes Publikum auf und ab wogte. Der Verkehr der Automobile und Equipagen wra außerordentlich stark.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 20. Juli.

Minas. In Uberaba grassieren die Pocken, Masern und schwarzen Blattern.

— An der Mogyanabahn gelegen soll die Fazenda Serradinho bei Uberabina zu einer Kolonie aufgeteilt und mit 50 Familien besetzt werden.

Matto Grosso. Der Leutnant Constantino von der Bundesarmee, der Kommandant der Garnison in Campo Grande, läßt sich schwere Ausschreitungen zuschulden kommen. Die Lage ist ernst. Der Staatspräsident ersuchte den Militärinspektor des Bezirks um die Vornahme der erforderlichen Maßregeln.

Pernambuco. Hier finden Vorbereitungen für eine landwirtschaftliche Ausstellung statt. Der Landwirtschaftsminister Toledo hat einen Beitrag von 10 Contos bewilligt.

Parana. Nach argentinischen Nachrichten gelang es der Polizei in Clevelandia, Cabral und Pedroso, die Urheber der scheußlichen Mordtaten bei Imbituva in unserem Staate festzunehmen.

— Soldaten und Polizisten drangen in der letzten Zeit wiederholt in die Einwandererherberge in Curityba ein und belästigten die Familien der Einwanderer. Der Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, dem in Parana der Einwandererdienst unterstellt ist, mußte um das Einschreiten des militärischen Oberkommandierenden und des Polizeichefs nachsuchen.

— Die Munizipalkammer von Curityba hatte einem gewissen Olynthio Leonardi eine Konzession zur Ausführung von Telephonleitungen gegeben. Nun muß sich die Stadt ohne Telephon behelfen. Der Konzessionär hat bisher nichts getan, auch wohl keinen Käufer gefunden, da er nur noch eine Frist von drei Monaten behält, nach deren Ablauf der Prälekt einen neuen Wettbewerb ausschreiben läßt.

— Ein Sergeant des Bundesheeres namens Barthageriet in Curityba im Hotel da Bella Vista mit einem gewissen Friedrich Ehlers in Streit. Hierbei zog er plötzlich einen Revolver und schoß auf Herrn Ehlers. Die Kugel drang am Munde ein und verletzte ihn schwer.

Rio Grande do Sul. Der gefürchtete Raubmörder Viriato Natividade, der seit Monaten Missiones und die angrenzenden brasilianischen Gebiete brandschatzte, wurde in der argentinischen Stadt Paso de Los Libres erschossen.

— Der dänische Dampfer „Cardim“, der am 18. d. M. an der Mündung des Rio Grande auf Grund geriet, konnte sich gestern wieder frei machen und seine Fahrt fortsetzen.

Vom 21. Juli.

Minas. Der Postmeister in Juiz de Fora hob die dritte Verteilung der Postsendungen am Nachmittag kurzerhand auf. Briefe, Zeitungen etc. aus der Hauptstadt Bello Horizonte können nun erst am folgenden Tag zugestellt werden, geschlagene 20 Stunden nach ihrer Anknft in Juiz de Fora. Die Bevölkerung, der Handel, die Presse protestieren energisch gegen diese verfehlte Aenderung und reichen Eingaben ein, den früheren Zustand wiederherzustellen. Vorläufig monst. Es ist geradezu staunenswert, was sich hier im Lande die Leute von der Postverwaltung bieten lassen. Und unbegreiflich ist es, daß der energische Verkehrsminister



Spezialfabrik
für Kellereimaschinen

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. Gegr. 1840

liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisierapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen.
Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Commissionärslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

von all den Dingen nichts erfährt. Er würde ganz sicherlich da dreinfahren.

— Falsche Noten zirkulieren in Juiz de Fora, hauptsächlich solche über 10 Milreis von der Ausgabe Nr. 11. Darum Vorsicht! Solange die Zettelwirtschaft nicht aufhört, wird das Publikum und der Bund immer und immer wieder auf diese Weise geschädigt werden.

— Die Asbestschieferfabrik in Juiz de Fora muß bereits ihre Anlagen vergrößern. Die Besitzer Pantaléone Arcuri und Spinelli haben bereits neue Maschinen in Europa bestellt.

— Auch in Juiz de Fora behilft man sich damit, Geisteskranke einfach im Gefängnis unterzubringen. Er vor einigen Tagen wurden 5 Irre dort interniert, welche die Polizei auf den Straßen aufgegriffen hatte. Das machte böses Blut in der Bevölkerung und nun sollen die Kranken in die Irrenanstalt in Barbacena überführt werden.

Goyaz. Am 25. Mai verschwand der Postbote João Damasceno unter Mitnahme von Postsendungen, die er nach Bella Vista und Paracanjuba zu bringen hatte. Die Polizei ist ihm nun auf der Spur. Hoffentlich gelingt es ihr, den Uebeltäter zu erwischen. Die Zuverlässigkeit der Post ist Vorbedingung für einen regelmäßigen Geschäftsverkehr.

Pernambuco. In der Hauptstadt wurde vor einiger Zeit das deutsche Juwelengeschäft Eugenio Gatschel & Co. durch Einbrecher schwer geschädigt. Die Diebe hatten ein Loch in die Wand geschlagen und raubten Schmucksachen und Juwelen im Werte von nahezu 35 Contos. Am 12. Juli gelang es der Polizei, die Einbrecher, 5 Italiener, zu fassen und, was noch mehr wert ist, die geraubten Wertsachen aufzufinden und den Besitzern zurückzugeben. Die Spitzbuben hatten die Gegenstände in zerbrochene Flaschen gepackt und diese im Obstgarten ihres Hauses vergraben.

Espirito Santo. Die Hauptstadt Victoria hat ein Netz von elektrischen Straßenbahnen erhalten. Die Probefahrten fielen zur Zufriedenheit aus. Präsident Hermes wird auf seiner Rückfahrt von Bahia der feierlichen Eröffnung des Betriebes beiwohnen.

Espirito Santo. Die Munizipalkammer von Iconha bot dem Landwirtschaftsminister in Rio ein Grundstück von 30 Hektaren, in Orobo gelegen, schenkungsweise an, damit dort ein Versuchsfeld errichtet werde.

— Eine Gruppe von Politikern betreibt die Kandidatur des Herrn Anthero Pinto de Almeida für den Präsidentenposten.

Vom 22. Juli

Rio de Janeiro. Die Fazenda Santa Monica bei der Station Desengano ist zur Anlage einer zotechnischen Station ausersehen worden. Es soll dort ein nationaler schnellwachsender Viehtypus gezüchtet werden, damit später Gefrierfleisch auf den europäischen Markt gebracht werden kann.

Minas. Zwischen Maria da Fé und Pedrão, Stationen der Südminasbahn entgleiste gestern an einer scharfen Kurve ein Zug. Ueber die Folgen des Unglücks ist bis zur Stunde nichts näheres bekannt.

Espirito Santo. Eine Barkasse des Dreadnought „S. Paulo“, welche mehrere Matrosen an Land bringen sollte, ging in der Einfahrt des Hafens von Victoria unter.

Vom 24. Juli

Minas. Die Bevölkerung von Bello Horizonte wird dauernd durch eine Ränberbande in Aufregung erhalten. Mit der größten Frechheit dringen die Kerle in Läden und Privathäuser ein und schleppen weg, was ihnen beliebt. Sie sollen sogar mit einschläfernden Mitteln arbeiten und Personen, die in den Weg kommen, betäuben. In der Nacht vom 21. auf 22. wurden drei Häuser mitten im Zentrum der Stadt ausgeplündert. Das schönste ist, daß die Polizei und die Stadtgarde selbst eingeschüchtert sind und sich nicht trauen, dem Gesindel entgegenzutreten. Ordem e progresso!

Parana. Am 3. d. starb in Braunschweig Frau Therese von Niemeyer, die Gattin des Sekretärs der Telegraphenverwaltung von Parana, des Herrn Ernst von Niemeyer.

— In Paranaguá und Umgegend wüteten am 21. Juli heftige Stürme, die vielfach Schaden verursachten. U. a. wurden die Zollschruppen in Porto d'Água abgedeckt.

Vom 25. Juli.

Minas. Ein englisches Syndikat erwarb bei Sabara in Minas von Herrn Francisco Glycerio da Silva große Ländereien, auf denen sich Quecksilberminen vorfinden. Die Maschinen zur Explorierung der Minen sind bereits bestellt. Hinter dem Syndikat dürfte die englische Rothschildgruppe stehen, welche bereits die Weltproduktion und damit den Weltkonsum kontrolliert. Zu welchen Konsequenzen ein rechtliches oder faktisches Monopol führen kann, zeigt der Umstand, daß die Rothschildgruppe die Quecksilberpreise in die Höhe trieb, als für die Heilung der Pest und zu Desinfektionszwecken in der Mandchurei große Mengen Quecksilber zur Herstellung von Sublimat etc. benötigt wurden.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Der Gesandte Venezuelas gab im Gespräche mit dem Redakteur der „Vossischen“ dem Wunsche Ausdruck, in absehbarer Zeit die Idee des Befreiers Bolivar, einen Bund sämtlicher südamerikanischen Staaten verwirklicht zu sehen.

— Der alte, ehemalige Präsident von Mexiko, Porfirio Dias ist gestern in Köln angekommen.

— Ein schreckliches Eisenbahnunglück hat sich bei Muthheim in Baden ereignet. Der Expresß Berlin-Baden entgleiste, wodurch 8 Personen getötet und 35 verwundet wurden. Das Unglück trug sich zu, als der Zug mit großer Geschwindigkeit die in Reparatur befindl. Strecke durchfuhr. Der Lokomotivführer war schuldlos, da die Bremsen nicht funktionierten. Der ganze Zug, mit Ausnahme des Post- und Restaurationswagens, ging in Trümmer. Die meisten Verunglückten stammten aus der Gegend von Basel und Wiesenthal. Es gingen sofort mehrere Hülfszüge nach der Unglücksstelle ab.

— Der deutsche Konsul in Fez erhielt von der Gesandtschaft in Tanger den Auftrag, nach Berlin zu reisen, um persönlich über die deutschen Ansprüche in Marokko Bericht zu erstatten.

— Im Hafen von Teneriffe, wo sich immer noch der kleine Kreuzer „Eber“ befindet, ging gestern auch der „Panther“ vor Anker.

— Das „Berliner Tageblatt“ macht darauf aufmerksam, daß weder in Mexiko noch Haiti ein deutsches Kriegsschiff zum Schutze der Landsleute und der deutschen Interessen vorhanden sei.

— Die Spanier machen den Franzosen fortgesetzt den Kopf heiß. Kaum ist die Verhaftung des Konsularagenten Boisset verdaut, kommt die neue Mitteilung, daß spanische Soldaten in Alcaekibir vorgestern den französischen Offizier Thirier verhafteten und verwundeten und daß der Oberst Silvestre denselben erst in Freiheit setzte, nachdem er ihm einige Beleidigungen an den Kopf geworfen hatte. Wieder eine schlimme Geschichte, die sofortige Sühne verlangt!

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtet, daß in Westfalen die Gründung eines Predigerseminars speziell für Südbrasilien beabsichtigt wird.

— Einem Telegramm aus Madrid zufolge, mißhandelte der Kommandant der französischen Abteilung in Alcaekibir einen spanischen Unteroffizier mit Faustschlägen. Die spanische Regierung verlangt nun von der französischen die sofortige Abberufung des Schuldigen. Diese leitete eine strenge Untersuchung ein. Wie du mir — — —

— Mit einem Kapital von 15 Millionen Pesos wurde vorgestern der Trust der großen argentinischen Zigarrenfabriken ins Leben gerufen. Die kleineren Fabrikanten werden später gezwungen sein, diesem Trust beizutreten, wenn sie von der Konkurrenz desselben nicht zugrunde gerichtet werden wollen.

— In Berlin starb vorgestern der brasilianische, im deutschen Heere dienende Oberleutnant José Pinheiro de Ulhôa Cintra. Seine Leiche wird einbalsamiert und nach Brasilien gebracht werden.

Oesterreich-Ungarn.

— Kaiser Franz Joseph wird der heutigen Oeffnung des Reichstages persönlich beiwohnen.

— Es verlautet hier, daß, falls Deutschland auf irgend welche Einmischung in die marokkanischen Angelegenheiten verzichtet, es von Frankreich die Konzession des Kamerungebietes (?) erhalte.

— Gestern morgen wurden in Keckskemet wieder Erdstöße verspürt, durch welche die Synagoge und die griechische Kirche stark beschädigt wurden.

— In der Thronrede des Kaisers bei Gelegenheit



Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung
Caixa postal 740 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

der Eröffnung des Reichsrates betont er die Nöwendigkeit, das Heer wegen der fortgesetzten Rüstungen der anderen Mächte zu verstärken. Neben einer Anzahl anderer Projekte empfiehlt er, der Oesterreich-Ungarischen Bank und den neuen Einnahmequellen besondere Beachtung zuteil werden zu lassen.

— Man erfährt, daß im Hafen von Triest ein neuer Cholerafall vorgekommen ist.

— Zum Präsidenten der Unterkammer des Reichsrates wurde Herr Silvestre erwählt.

— Es verlautet, daß der Mikado Ende dieses Jahres dem Kaiser von China seinen Besuch machen werde.

Italien.

— Die gefälschten Wertpapiere, von denen wir jüngst berichteten, sind nicht falsche Schuldverschreibungen der Stadt Ferrari, sondern falsche Aktien der „Societé Aquedotto di Ferrari Galliera“. Die geschädigte Bank ist der „Banco Commerciale Italiano“. Uebrigens ist man bei dieser Gelegenheit einer raffiniert arbeitenden Fälscher- und Schwindlerbande auf die Spur gekommen. Eine Reihe von Verhaftungen in verschiedenen Städten sind bereits vorgenommen worden, so in Mailand, Genua, Voltri und Viareggio. Auch andere bedeutende Bankhäuser erlitten durch die Bande empfindliche Verluste. Zunächst schlichen sich deren Teilnehmer in das Vertrauen der Banken ein. Sie nahmen große, völlig reelle Operationen vor, wobei sie beträchtliche Barmittel sichtbar werden ließen. Hierauf gingen sie zu Börsengeschäften und sonstigen Unternehmungen über. Im Laufe dieser Transaktionen lombardierten sie Wertpapiere verschiedener Art, bis endlich der Lombard auf falsche Obligationen und falsche Aktien gleichfalls geglückt war.

— In der Nähe von Rom, bei San Giovanni, ist ein großes Heulager abgebrannt. Die Feuerwehr war machtlos.

— Ein gewisser Turlone Giovanni, der einem Geschäftshause in Mantua 10.000 Lire gestohlen hatte, wurde an Bord der „Sardegna“ verhaftet und wird dort durch einen Polizeiagenten festgehalten, bis der Heimathafen in Italien erreicht ist.

— Der Wassermangel in Venedig wächst sich zu einer Kalamität aus. Die Arbeiten zur Wiederherstellung der Wasserleitung konnten noch nicht zu Ende geführt werden. Die Zufuhren auf der Eisenbahn genügen nicht entfernt. Natürlich macht sich auch die Spekulation breit und fordert von der Bevölkerung geradezu unerschämte Preise für geringe Quantitäten, so daß es wiederholt zu Schlägereien kam. Die gesamte Polizei und Feuerwehr ist zur Wasserverteilung herangezogen worden. Diese Nachrichten erwecken auch im Ausland Interesse. Noch ist die Cholera in Venedig nicht erloschen. Wenn die Bevölkerung, die ja größtenteils blutarm ist, sich jetzt mit minderwertigem Wasser behilft, könnte eine unabsehbare Katastrophe eintreten, die von Anwanderern leicht weitergetragen werden wird.



Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schälcr Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Luthe-reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36

1350

Frankreich.

— Der bekannte französische Sozialist Jean Jaurès reiste gestern nach Buenos Aires, wo er eine Anzahl Vorträge halten will. Auf seiner Rückreise wird er Rio und S. Paulo einen Besuch abstatten.

— Der bekannte Pariser Theaterdichter Bernstein wurde wegen persönlicher Angelegenheiten in den Pariser Blättern böse mitgenommen. Er forderte nun n. a. den Theaterkritiker Gustav Téry auf Pistolen. Es fand zweimaliger Kugelwechsel statt. Den Duellanten gelang es, die Pariser Luft zu durchlöchern. Auch nach diesem höchst gefährlichen Duell blieben die Streitenden unversöhnlich und unveröhnt.

— Der Streik der Pariser Baulente ist beendet.

— Im Hafen von Marseille wurden gestern ebenfalls 4 Cholerafälle festgestellt. Auch hier, wie überall, tat die Sanitätsbehörde die nötigen Schritte, die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern.

— In Paris schlugen sich gestern die Herren Henry Bernstein, der Verfasser des Stückes „Nach mir“ und Léon Daudet im Duell. Nachdem mehrfacher Kugelwechsel ohne Erfolg stattgefunden hatte und die Gegner unveröhnt blieben, wurde das Duell mit Säbeln zum Austrag gebracht. Beide wurden verwundet.

— Die Presse legt den Worten des englischen Handelsministers Lloyd George große Bedeutung bei. Dieselben haben hier lebhaften Eindruck gemacht und bilden das allseitige Gesprächstema. Man erblickt in demselben einen Dämpfer für die deutschen Forderungen in der Marokkofrage, wie auch für die Haltung Spaniens.

— Aus Port-au-Prince, Haiti, wird gekabelt, daß die Aufständischen den General Thomas in ihre Gewalt bekamen und hinrichteten. Sie zerstörten das französische Kloster „La Croix des Bouquets“ und eine presbyterianische Kirche. Die Regierungstruppen sind bei der Hauptstadt zusammengezogen.

England.

— „Daily Telegraph“ veröffentlicht die Mitteilung aus

Budapest, daß eine dortige bedeutende Mühlenkompagnie in Konkurs geraten ist. Die Passiven betragen über 500.000 Kronen.

— In Persien haben die Revolutionäre die Stadt Humadan eingenommen. Die Gouverneure von Iracajemi und Malayer baten die Regierung um schleunige Hilfe, worauf der Großvezier den Befehlshaber Sardar-Assad mit seiner Truppe nach dort entsandte.

— Wegen Schmuggels wurden in Perth die Kapitäne zweier holländischen Segelschiffe in eine hohe Geldstrafe genommen. Falls diese nicht erlegt wird, werden die Schiffe beschlagnahmt.

— Die englischen Blätter berichten von einem Spionageversuch bei Portsmouth. Bei schlechtem Wetter näherte sich ein Boot der Küste. 2 Insassen stiegen aus und gingen, sich vorsichtig umblickend, schleunigst auf ihr Boot und suchten damit die hohe See.

— In Cardiff griffen die Streiker die großen Wäsche-reien an, deren Besitzer das ausständische Personal durch Chinesen ersetzt hatten und verursachten großen Schaden, ohne daß die Polizei es hindern konnte. Es werden ernste Ruhestörungen und Konflikte befürchtet.

— In den Debatten über die „Parlaments-Bill“ stößt die Regierung bei den Lords auf Widerstand. Diese sind einerseits gleichgültig dagegen oder bekämpfen dieselbe. Es ist aber der feste Wille des Ministerpräsidenten, Asquith, die Regierungsvorlage zum Gesetz zu machen.

Portugal.

— In Porto kam es zu Zusammenstößen zwischen der bewaffneten Macht und der Volksmenge. Es handelte sich angeblich um feindselige Demonstrationen von Streikenden gegen die Wagen der elektrischen Straßenbahn.

— Die in Porto streikenden Straßenbahnangestellten veranstalteten gestern Tumulte, worauf die Polizei einschritt und mit der blanken Waffe einhieb. Die ausfahrenden Wagen wurden von den Ausständischen mit Steinen beworfen. Ein ernster Fall, wobei unter den Rädern eine Bombe explo-

dierte und den Fahrgästen großen Schreck eingejagt wurde, trug sich auf der Strecke Foz Massarellas zu. Der Polizei gelang die Festnahme zweier verdächtigen Individuen; der Wagen wurde stark beschädigt.

Spanien.

— Die brasilianische Regierung betreibt mit Nachdruck die Wiederfreigabe der spanischen Auswanderung nach Brasilien. Der Gesandte Dr. Pedro de Araujo Beltrão hatte mit dem spanischen Minister des Aeußern eine eingehende Besprechung.

— Bei Burgos ist infolge großer Regengüsse der Ebro über seine Ufer getreten und verursachte eine große Uberschwemmung, bei welcher viele Häuser einstürzten und 3 Personen in den Fluten ihren Tod fanden.

— Die große Mühle „Arrigoriaga“ zu Bilbao wurde durch Feuer von Grund aus zerstört. Der Schaden ist sehr groß.

— Der Kreuzer „Berlin“, welcher in Teneriffa Lebensmittel an Bord nahm, erhielt Ordre, sofort nach der afrikanischen Küste in See zu gehen.

— In Mahon, dem spanischen Quarantänehafen auf Minorca, traf gestern der deutsche Dampfer „Hispania“ mit einem toten und 3 kranken Leuten der Besatzung ein. Man glaubt, daß es sich um Cholera handelt.

— Bei Gelegenheit eines von sozialistischen Republikanern in Bilbao veranstalteten Meetings gegen den Krieg in Marokko wurden die Redner mehrfach unliebsam unterbrochen, wodurch bald die Polizei einschritt und die Versammlung auflöste. Dabei kam es zu einem großen Konflikt, in welchem mehrere Personen Verletzungen erlitten.

— In Santa Fé de Bogota herrscht gegen Peru große Erregung, weil falsche Gerüchte über einen zwischen Bolivianern und Peruanern bei Putumajo stattgefundenen Kampf verbreitet worden waren. Der Volkshaufe durchzog die Stadt mit Schmährufen auf Peru und bewarf die Gesandtschaft dieses Landes mit Steinen. Durch die Polizei wurde die Ruhe hergestellt.

Rußland.

— Die Truppen unter dem Befehl des Ex-Schahs von Persien trafen in Astrabad ein.

— An dem Aeroplanwettfluge zwischen Petersburg und Moskau nahmen 6 Flieger teil. Beim Aufstieg ging es nicht so glatt ab, denn zwei Fahrzeuge stürzten nieder und drei Unfälle wurden durch Defekte an den Apparaten verursacht.

Holland.

— Den Streikern in Amsterdam schloßen sich gestern 500 Stauer und Bootsführer an.

— Ein Riesenbrand zerstörte in dem Dorfe Brakel 47 Häuser.

— Da auch die Fuhrleute und Bootsführer die Arbeit wieder aufnahmen, ist der Streik beendet. Heute kommt der Handelsminister nach Amsterdam, um die letzten Hindernisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern aus dem Wege zu räumen.

Belgien.

— Gestern fand in Antwerpen der 5. Kongreß des Verbandes zum Schutze der Gefangenen und verlassenen Kin-

der statt. An demselben nahmen 200 Abgeordnete verschiedener Nationen teil. Vertreter Brasiliens war der Gesandte Dr. Oliveira Lima, welcher neben anderen Herren in den Ehrenrat gewählt wurde. Abends machte ein animiertes Bankett den Abschluß.

— Gestern begann in Antwerpen die regelmäßige Warenverladung der Red Star-Dampfer unter dem Schutze der Polizei. Die noch in Ausstand befindlichen Seeleute suchten die Arbeitswilligen anzugreifen, wurden jedoch auseinander getrieben.

— In Antwerpen ist der Streik der Seeleute beinahe beendet. Während in Amsterdam sich die Führer der Streikbewegung in den Haaren liegen, haben die Rheder eine Menge ausländischer Arbeiter angeworben, welche ein regelnäßiges Verladen der Schiffe besorgen.

— In Antwerpen nahm die Polizei die Verhaftung des Präsidenten des Syndikats der Seeleute, sowie verschiedener anderer Streikführer vor.

— Das Opfer eines Automobilunfalls mit tödlichen Folgen wurde beim Wettrennen zwischen Arthe und Fourne Herr Lemaus.

Türkei.

— In Konstantinopel ist ein ganzes Stadtviertel mit nahezu 200 Häusern niedergebrannt. Die leichte Bauart und die engen Gassen begünstigten das Feuer, das sich außerordentlich schnell ausdehnte. Die Häuser sind sehr stark bewohnt gewesen, jedoch ist bis jetzt nicht bekannt, ob Opfer an Menschenleben zu beklagen sind und wie viele. Als Entstehungsursache wird Brandstiftung angenommen.

Vereinigte Staaten.

— Auch in Boston ereignete sich ein Todesfall an asiatischer Cholera.

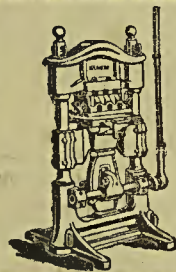
— An Bord des italienischen Dampfers „Perugia“ kamen drei Cholerafälle vor. Gleichzeitig wird bekannt, daß auf der Insel Winburne ein Regierungsbeamter der gefährlichen Seuche zum Opfer fiel.

— Mit dem deutschen Dampfer „Moltke“ kamen vier choleraerkrankte Passagiere in Newyork an. Sie wurden in das Hospital auf der Insel Winburne verbracht. Einer derselben starb bereits.

— Die Regierung sandte eine Aerktekommision nach Newyork um festzustellen, ob in der Kriegsmarine Cholerafälle vorgekommen seien.

Argentinien.

— Die „Prensa“ erhielt aus Formosa ein Telegramm, wonach im Kongreß von Paraguay demnächst eine Vorlage eingebracht wird, nach der Coronel Albino Jara auf 20 Jahre aus dem Staatsgebiet verbannt wird. Antragsteller ist ein Senator, welcher der radikalen Partei angehört. Begründet wird die Verbannung damit, daß der frühere Diktator die Verfassung verletzt habe und die Ehre und das Ansehen des Landes durch die Art seiner Verwaltung herabgewürdigt habe.



Komplette maschinelle Einrichtungen

für Buchbindereien
für Buch- und Steindruckereien
für Kartonnagenfabriken

liefert inklusive Schriften und Utensilien etc.

Karl Krause, Leipzig
Maschinenfabrik

Gegründet 1885.

Beschäftigt 1350 Arbeiter

Feuilleton

Maria da Caza.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Eine plötzliche Gesprächspause trat ein, dann wandte sich Professor Charrier zu Maria da Caza:

„Gnädige Frau, werden Sie denn diesen Winter nicht ein milderer Klima aufsuchen?“

Von der anderen Seite fing der Baron an, indem er den weißen Kopf fragend schief hielt:

„Wie steht es denn mit Reiseplänen diesmal?“

Sie hatten mit halbem Ohr vorhin etwas von Bordighera gehört und freuten sich, der Mühe enthoben zu sein, für das Gespräch ein eigenes Thema zu suchen.

Der Regierungsrat drüben hatte das nicht nötig. Er war unerschöpflich in Einfällen, da nun schon gegen Ende der Tafel der Champagner ihm die Zunge gelöst hatte. Die alte Baronin links überließ er ihrem Schicksal. Er unterhielt sich nur mit Fräulein Charrier, deren anderer Nachbar, der Ritter Boljèn von Boljena in englischer Sprache mit Mister Easby über Rennenreiten sprach.

„Wissen Sie, mein gnädigstes Fräulein, Sie als Sohn Ihres Vaters, pardon Tochter Ihrer Frau Mutter, die so wunderbar Klavier spielt, sollten doch wenigstens singen oder so was? Singe, wem Gesang gegeben, und Sie, man braucht Sie bloß anzuhören, sind doch sozusagen vorherbestimmt zum Singen!“

Fräulein Charrier lachte, daß sie ganz rot ward:

„Warum denn, Herr von Lindstedt?“

„Wegen Ihres Organs. Sie reden wie die reine Glocke von Schiller. Können Sie nicht was deklamieren? Wissen Sie was, mein gnädigstes Fräulein, nach Tische müssen Sie uns was deklamieren!“

Ich kann aber nichts. Ich kann überhaupt nicht deklamieren und habe es nie getan.

„Ganz einerlei. Desto besser, dann klingt's nicht nach Schule. Die Tochter eines Künstlers muß doch alles können, was ins Fach schlägt. Sehen Sie mal den Graf Stassingk an, der kann alles, was in sein Fach schlägt: Tanzen, Fechten, Reiten, Schießen, Diner essen, after-noon-teas trinken, in die Gesellschaften laufen, den Damen die Cour schneiden, unterhalten . . .“

„Ja, das kann er allerdings! Vorzüglich!“ antwortete sie und mit einer gewissen Sicherheit des jungen Mädchens einem verheirateten Manne gegenüber, der ihr außer dem Spiel zu sein scheint, mit dem sie also schon einen Scherz machen darf, fügte sie hinzu:

„Das kann er noch besser als Sie, Herr von Lindstedt!“

„Nanu, als ich? Kour machen?“

„Nein, ich meine natürlich bloß unterhalten.“

„So, was hat er Ihnen denn vorhin vor Tisch gesagt?“

„Er freue sich, unsere Bekanntschaft zu machen, sagte er zu meiner Schwester.“

„Weiter nichts?“

„Und er hoffte, uns noch öfters zu treffen!“

„Wo?“

„Nun, hier bei Cazas!“

„Und das war alles?“

„Nein, dann sagte er noch zu uns, er hätte Papas Bild: „Die Schwestern“ bei Schulte gesehen — das sind wir nämlich — und wäre entzückt gewesen!“

In das Stuhlrücken des Aufstehens mischten sich des Regierungsrats Worte:

„Na, das ist doch nichts Besonderes, das hätte ich Ihnen auch sagen können, mein gnädigstes Fräulein!“

Während sie seinen Arm nahm, entgegnete sie schnippisch: „Aber Sie haben's nicht getan!“

„Dafür haben Sie sich nicht über mich geärgert.“

„Ich habe mich gar nicht geärgert. Durchaus nicht!“

„Sieh mal einer an! 's ist doch einer, der Stassingk. Dafür bin ich auch nur ein alter Ehemann!“

Er schnalzte halb bedauernd, halb erstaunt mit der Zunge, während Graf Stassingk, als sie im Salon angekommen waren, im Gedränge des Gesegnete-Mahlzeit-Wünschens Fräulein Charrier der Ersten eine leichte Verbeugung machte. Er stand ihr einen Augenblick gegenüber. Mit den Augen suchte er Maria da Caza, aber er wollte nicht stumm bleiben und irgend etwas sprechen. So sprach er mit verbindlichem Lächeln, doch im Grunde zerstreut:

„Ich habe, wie ich Sie bei Tisch von weitem sah, immer an das Bild gedacht!“

Dann war er davon, um den andern ein paar Worte zu sagen. Das junge Mädchen aber strahlte über das ganze Gesicht und war glücklich.

Sobald die Gesellschaft in den Salon zurückgekehrt war, wurden Kaffee, Likör, Zigarren und Zigaretten herumgereicht, und die Herren zogen sich langsam in Herrn da Cazas Zimmer zurück, um dort auf den Divans Platz zu nehmen. Der österreichische Attaché begrüßte Peter Stöckl als Landsmann. Leutnant von Remer, Mister Easby, Rittmeister Vandelow Graf Selbotten bildeten eine Sportecke, während Bankier Horn, der mehr wie ein Offizier in Zivil ausschaute, sich mit dem alten Baron in ein Gespräch über die Sicherheit russischer Werte vertiefte.

Professor Charrier, Herr von Nyvenström und Graf Stassingk waren im Salon bei den Damen geblieben. Herr da Caza ging hin und her, um vol polnischster Genauigkeit mit jedem seiner Gäste eine bestimmte Zeit zu sprechen. Dabei nahm er von allen Anwesenden nur seine Frau aus, weil er es für korrekter hielt, wenn das gastgebende Ehepaar den Abend hindurch überhaupt nicht tat, als kannte es einander.

Die Damen hatten sich im Anfang zusammengesetzt, erst allmählich begannen sie sich zu verteilen. Die alte Baronin Aspern stand an einem Fenster mit dem schwedischen Gesandtschaftssekretär, dessen Schwester einen entfernten Verwandten von ihr — Kavallerieoffizier in Thorn — geheiratet hatte. Das gab Berührungspunkte. Der Professor saß mit Graf Selbotten und Maria da Caza am Kamin und erzählte eine Geschichte, wie er die regierende Fürstin von Osterode hätte malen sollen oder nicht, und dann wieder doch, und endlich doch nicht . . . so weitschweifig, daß seine Zuhörerinnen nicht zur Klarheit gelangen konnten, ob er sie nun eigentlich gemalt hatte oder nicht.

Ihnen gegenüber stand Graf Stassingk im Kreise der übrigen Damen und plauderte von den Schönheiten Stambuls. Halb träumerisch, wie von einem verlorenen Paradiese, halb scherzhaft von allen möglichen und unmöglichen Zuständen. Maria da Caza forderte die Damen auf, sich zu setzen, und nun ward am Kamin ein Kreis gebildet, in dessen Mitte er Platz nahm.

Frau Horn schob sich ihren Stuhl näher:

„Erzählen Sie weiter! Erzählen Sie weiter!“

Nun kam auch die alte Baronin Aspern herüber, um zuzuhören. Herr von Nyvenström schlich sich fort zu den anderen Herren. Der Professor sagte zu Maria da Caza:

„Gnädige Frau, ich komme nachher noch mal einen Sprung zu den Damen, aber Ihr Herr Gemahl hat so wundervolle Zigarren, daß es wirklich eine Sünde wäre, ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!“

Nun waren die Damen mit Graf Stassingk allein.

„Wollen Sie denn nicht rauchen?“ fragte ihn Maria da Caza. Er entgegnete, mit leisem Lächeln den Kreis betrachtend um ihn herum:

„Ich bleibe lieber bei den Damen! Hier ist es viel netter,

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich

und den Tabakrauch kann ich nicht vertragen. Ich fühle mich immer an angenehmsten bei den Damen.“

Dabei blickte er der Reihe nach alle die Damen an und richtete eindringlich mit Stimme und Auge an jede einen Teil seiner Rede, so daß jede im stillen mehr oder weniger das Gefühl hatte, als gälte das alles eigentlich ihr allein.

Graf Stassingk hatte, ohne daß er eine gegen die andere verstimmte, wieder alle für sich gewonnen.

Nur Maria da Caza nahm nicht teil wie die übrigen. Sie lehnte sich in ihrem kleinen, mit schwerer Seide überzogenen „Fauteuil Marpuise“ und ließ lässig die schlanken und doch vollen Arme auf den beiden Lehnen ausgestreckt ruhen. Aber sie betrachtete unausgesetzt den Erzähler. Es war ihr weh, daß er sich so der Allgemeinheit gab, sie hätte ihn für sich haben mögen, in einem der Nebenzimmer, oder ganz drüben am Ende der Zimmerreihe in ihrem weißen Boudoir.

„Sind Sie auch in Spanien gewesen, Herr Graf? Mein Mann hat prachtvolle Skizzen mitgebracht von dort. Er war auf einer Studienreise als junger Mann in Sevilla, Granada...“ begann Frau Charrier zu fragen. Graf Stassingk antwortete höflich:

„Jawohl, gnädige Frau, ich bin im Lande der Stiergefechte bei der Botchaft gewesen... und...“

Mit angehaltenem Atem hatten die Schwestern gelauscht, nun forderten sie fast zu gleicher Zeit:

„O, erzählen Sie uns von den Stiergefechten...“

Frau Horn rückte ihren Stuhl noch näher:

„Ja, von den Stiergefechten, das muß doch schaurig sein...“

Die alte Baronin aber hob abwehrend die beiden mageren Hände:

„Um Gotteswillen, diese Stiergefechte sind eine Roheit, eine empörende Roheit. Meine Tante — ein Galbenow, hatte eine Freundin, die alte Gräfin Tresich, dieselbe, der Friedrich Wilhelm der Vierte sagte... wie war's doch, ich bring's nicht zusammen... also die hatte einen Sohn, Karl Friedrich, er heiratete später eine Tochter vom Wildenburger Trebbin, die sagte mir, ihr Sohn hätte mal ein wirkliches Stiergefecht gesehen, und erzählt, wie fürchterlich das ist, und die alte Tresich hielt sehr scharf auf die Wahrheit...“

Man ließ die alte Dame ruhig reden. Graf Stassingk gab ihr vollkommen recht, schilderte jedoch die Stiergefechte, als wären es die unschuldigsten, kleinsten Sonntagsvergnügen der Welt.

Während er sprach, erhob sich Maria da Caza. Die kleine Selbotten blickte sie fragend an, doch sie machte ihr ein Zeichen, daß sie ruhig sitzen bleiben sollte, und die anderen nahmen an, Haussorgen führten sie einen Augenblick fort. Sie aber schritt langsam in das Nebenzimmer, einen kleinen Salon, in dem ein prachtvoller, alter, venetianischer Kronleuchter hing. An einer mächtigen Spiegelwand brauste in Kaskaden ein Wasserfall im kleinen herab, um in ein Becken zu fallen, auf dessen Grunde elektrisch leuchtende Wasserrosen und Lilien glühten, sich emporrankend an einem Felsen, aus dem ein dünner Springbrunnen in von unten farbig erhellter Säule stieg.

Dort blieb sie stehen und rang nach Atem. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie konnte es nicht mit ansehen, daß er mit allen sprach, daß er sich allen gleichmäßig widmete. Sie wollte nicht mit den übrigen Damen in Wettbewerb sein um seine Unterhaltung. Sie trat vor den großen Spiegel, sich darin zu betrachten. Sie freute sich ihrer Schönheit, sie streckte sich stolz und wendete sich, daß das Licht von der Seite auf ihre Gestalt fiel. Schöner war sie doch, wie die da drinnen. Schöner wie alle zusammen.

Eine jähe Angst überfiel sie, der Abend möchte verstreichen — denn es war schon spät geworden — ohne daß sie mit ihm allein gesprochen. Und doch wußte sie wiederum nicht recht, wozu? Was würde sie ihn fragen, das sie ihn nicht vor den anderen Damen fragen könnte?

Nur reden mußte sie mit ihm, nur reden! Er sollte mit ihr allein sprechen, daß die anderen sehen, wie er sich um sie hekümmerte. Sie hatte bemerkt, welchen Eindruck er auf die Damen alle gemacht, durch nichts Besonderes, durch nichts und doch durch alles. Es gab schönere Männer als er, geistreichere und klügere, aber sie waren nicht so wie er. Er hatte nichts Besonderes gesprochen, was ein anderer nicht auch hätte sagen können — aber wie er es sagte... .

Da hörte sie ihres Mannes Stimme im großen Salon. Ein paar Damen standen auf, und dann klang das Lachen des Professors, die nasale Aussprache des österreichischen Attachés: die Herren waren erschienen.

Maria da Caza zögerte einen Augenblick, ob sie zurückgehen sollte, als sie den Regierungsrat sagen hörte, laut, wie er immer sprach:

„Sie haben ja wieder mal eine ganze Gemeinde von Damen um sich versammelt, mein lieber Stassingk, wie ein Pariser Fastenprediger...“

Das war ihr wie ein Stich, der ihr versetzt wurde, und sie ging durch das anstoßende Erkerzimmer, in dem längs der Wände auf kleinen und großen Konsolen die Renngewinne ihres Mannes standen, eine wahre Schatzkammer an Edelmetall: Bildsäulen, Bowlen, Humpen, Pokale, Becher, Tablets. Dann floh sie durch die Bibliothek, als ob sie verfolgt würde, und huschte in ihr weißes Boudoir. Dort erst blieb sie stehen, um zu lauschen. Kein Laut mehr drang zu ihr. Aengstlich horchte sie noch einmal, und ihr Herz klopfte.

Es war ihr wieder wie Ersticken. Sie verstand sich nicht. Sie, die sonst so unbewegt, fast kalt durchs Leben ging? Sie warf sich auf das fellbedeckte Lager, sprang wieder auf und ging ans Fenster, in fieberhafter Unruhe. Dort schlug sie den Spitzenschawl zur Seite und blickte hinaus über den Vorgarten nach der Tiergartenstraße, die dort hell erleuchtet menschenleer lag. Wie sie sah, daß da keine Seele ging, dachte sie an die Zeit: es mußte also spät sein, wenn sie auch keine Ahnung hatte, wieviel Uhr. Und nun bemerkte sie auf dem Wege zur Ausfahrt der Villa Lichtschein, der sonst nicht dort war: eine Equipage wartete. Da dachte sie an ihre Gäste, die sich vielleicht schon über ihre Abwesenheit gewundert.

Zugleich kehrten ihre Gedanken zu Stassingk zurück, und Bitterkeit und Wut überfiel sie, daß sie fast den Tränen nahe war. Wenn er sich den ganzen Abend noch nicht um

sie bekümmert, so war es nun überhaupt zu spät. Jetzt war sie zu stolz, um etwas zu bitten: mochte er nun bei den anderen Damen bleiben. Sie würde nicht mehr mit ihm reden heute abend.

Hastig wandte sie sich um, in den großen Salon zurückzueilen — und Graf Stassingk stand vor ihr. Sie hatte sein Nahen auf den dicken Fellen am Boden nicht gehört.

Maria da Caza prallte zurück, doch sie faßte sich sofort wieder:

„Ah, Graf Stassingk, Sie wollen wohl gehen?“

„Nein, gnädige Frau, ich wollte Sie suchen.“

„Jetzt noch?“

Er blickte ihr gerade in die Augen:

„Warum verdiene ich diesen Vorwurf?“

„Weil Sie den ganzen Abend nicht mit mir gesprochen haben!“

„Ich wollte nicht!“

„Sie wollten nicht?“

„Nein, ich wollte nicht!“

„Warum?“

Er ließ seinen Blick über die schöne Frau vor sich gleiten, als müsse er ihre Gestalt einsaugen und verzehren:

„Ich hatte Angst . . .“

Maria da Caza ahnte irgend etwas Unbestimmtes, doch sie verstand ihn nicht. Sie wiederholte von neuem seine Worte, unsicher, fragend:

„Sie hatten Angst? . . . Wovor?“

„Vor Ihnen.“

Beide schwiegen. Maria da Caza sah ihn seltsam bewegt, wie er tiefer atmete, wie sein Auge glänzte und er mit sich zu kämpfen schien, ob er weitersprechen sollte. Da klangen Stimmen durch alle die geöffneten Türen, und sie lauschten plötzlich beide ängstlich, als ob sie schlechtes Gewissen hätten. Er machte eine Gebärde:

„Es ist im Zimmer, wo die Rennpreise stehen. Die jungen Mädchen hatten sie noch nicht gesehen und wollten sie sich zeigen lassen, da bin ich vorhin mitgegangen. Ich bin ja zum erstenmale hier . . . Ich ging dann weiter . . .“

Maria da Caza hörte kaum mehr darauf. Sie fragte schnell:

„Warum hatten Sie Angst vor mir?“

Er betrachtete sie wieder in Bewunderung, und sein Geständnis klang ehrlich, wie er es meinte:

„Sie sind zu schön!“

Er schlug die Augen nieder. Er erzählte leise, weich, eindringlich, schlicht, als müsse er ihr das sagen, alles, wie er es fühle:

„Sie sind die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Als ich Sie den ersten Abend sah auf dem Balle, da wußte ich es schon. Wie mit einem Schläge wußte ich es. Aber ich durfte es doch nicht sagen und durfte es nicht zeigen. Da schon hatte ich nicht den Mut, Ihnen zu nahen. Das ist der wahre Grund. Ich dachte mir, wenn du einmal ihr zu nahe kommst, dann . . . ich konnte nicht, ich wollte nicht, ich hatte den Mut nicht dazu! Immer, wenn ich mit allen den anderen sprach, dachte ich: Was seid ihr gegen diese eine. Aber allein, wirklich allein mit Ihnen zu sprechen . . . nein . . . nein, dazu hätte mir der Mut gefehlt. Denn sobald ich Sie wirklich allein gesehen hätte, hätte ich es Ihnen auch sagen müssen, wie schön Sie sind . . .“

Maria da Caza atmete tief, und er verzehrte sie mit den Blicken. Sie fragte:

„Warum kümmerten Sie sich nicht heute um mich?“

„Ich hatte Angst, mit Ihnen allein zu sprechen, und vor dem anderen wollte ich nicht die banalen Redensarten gegen Sie gebrauchen, die man so in der Unterhaltung anwendet. Denn ich habe mich nur immer mit den Frauen unterhalten — wo es war — als guter Gesellschafter, aber bei Ihnen . . . bei Ihnen . . . nein, bei Ihnen nicht . . .“

Sie wollte es noch einmal hören, es klang ihr in den

Ohren wie süße, unwiderstehliche, berauschende Musik und sie fragte wieder:

„Warum bei mir nicht?“

„Weil . . . weil . . . Sie anders sind . . . Sie sind zu schön . . .“

Zögernd kam es von ihren Lippen:

„Und andere?“

„Sie sind nicht wie andere, wie keine andere, keine auf der ganzen Welt. Das wollte ich Ihnen sagen und darf es doch nicht. Fand nicht den Mut. Nun habe ich's getan!“

Befreit, erleichtert trat er einen Schritt zurück mit lachenden Augen, und, wie Maria da Caza dünkte, trotz allem treu und ehrlich. Auch sie fühlte sich, als sei ihr eine Last von der Seele gefallen. Nun wußte sie es, daß er sie schön fand. daß die anderen ihm nichts galten. Aber bloß eine Sekunde war sie stolz darauf, dann durchschauerte es sie. Sie streckte verlangend die Hand nach ihm aus, und er küßte ihre Hand.

Da klangen die Stimmen deutlicher näher, nun schon in der Bibliothek daneben.

Maria da Caza hielt noch seine Rechte. Gedämpft sagte sie:

„Wissen Sie nun, ob Sie in Berlin bleiben möchten?“

Er drückte einen glühenden Kuß auf ihren schönen, vollen Unterarm dicht über dem schlanken Gelenk.

Als Rittmeister Hendrich mit den Schwestern Charrier eintrat, hatte sie ihre ganze Sicherheit wieder: die Ruhe nach dem Siege.

V.

Nun hatte Maria da Caza's Leben endlich einen Inhalt gewonnen. Sie fragte nicht mehr danach, ob „man“ hier und dort gewesen sein mußte, ob es auffiel, wenn sie nicht erschien, ob es wünschenswert wäre, daß sie sich zeigte. Der Schwarm ihrer Bewunderer war ihr höchst gleichgültig geworden.

Maria da Caza fragte nur nach dem einen, wo sich Graf Stassingk befand, wann und wo sie sich sehen würden. Sie dachte nur an ihn und gab sich auch gar keine Mühe, es zu verbergen. Ihr Gatte, der sich nun seit Jahren nicht anders als rein äußerlich um sie zu kümmern schien, war ihr einerlei. Sie hatte nicht das Gefühl, ihn zu verletzen, in seine Rechte einzugreifen.

Jetzt wußte sie: was nur dumpf in ihr gelebt, war ihr mit der Szene im weißen Boudoir klargeworden in einem Augenblick. Sie hatte Stassingk nicht an ihren Triumphwagen spannen wollen, um vor den übrigen Damen etwas voraus zu haben, sie wußte, daß sie ihn liebte, daß sie ihn liebte sinnlos, rasend. Es schien ihr, als müsse es immer gewesen sein, vom Augenblick an, wo er damals auf dem Lindstedtschen Balle in den Saal getreten und Rittmeister Hendrich ihn ihr gezeigt mit den Worten:

„Da ist er.“

Er war da. Er war plötzlich in ihrem Leben erschienen.

Wenn sie darüber sann, so schien es ihr immer mehr, als hätte es so werden müssen, als sei sie für ihn bestimmt gewesen, als habe sie diese Jahre hindurch auf ihn gewartet, bis er aus dem Orient wiederkäme. Als sie eines Nachmittags im Tattersall zusammen ritten, und die Bahn fast leer war, nur ein Bereiter in der einen Ecke sein Pferd abbog, da fragte sie ihn:

„Haben Sie denn wirklich, wie Sie nach Berlin kamen, gleich an mich gedacht?“

Er neigte sich von seiner Stute leicht zu ihr herüber und flüsterte:

„Nur an Sie, nur an Sie habe ich gedacht.“

Ein andermal, als sie sich zufällig bei Schulte trafen und die kleine Selbotten, mit der sie gekommen, etwas zur Seite vor einem Bilde geblieben war, fragte er:

„Gnädige Frau, sind Sie morgen nachmittag zu Hause?“

„FAMA“

-Asbestflusssboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

I. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!

Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

Ich muß Ihnen etwas sagen!“

„Ich habe leider ein paar Damen zum Tee.“

„Das ist schade!“

Er blickte sie traurig an, so daß sie sofort vorschlug:

„Ich sage ihnen ab.“

„Nein, das dürfen Sie nicht, meinetswegen nicht. . .“

Schnell flüsterte sie noch:

„Kommen Sie gegen halb sieben. Dann sind die Damen fort. Sie gehen immer pünktlich ein Viertel. . .“

Dann kam die kleine Gräfin heran:

„Maria, hast Du das Bild dort gesehen?“

Sie zog die Freundin zurück, um eine etwas philiströse, brav gemalte Leinwand zu betrachten, die ihrem einfachen, wenig gebildeten Geschmack entsprach.

Stassingk blieb stehen. Er schaute der königlichen Gestalt Maria da Cazas nach, wie sie über den Teppich nach der anderen Seite schritt. Stundenlang hätte er sie betrachten mögen: solch eine Frau gab es nicht wieder auf der ganzen Erde. Dieser Caza hatte Glück gehabt! Dabei schien er es gar nicht einmal zu würdigen, dieser korekte tadellose Rennmann, den eine warme Sehne im Stall mehr bekümmerte als alles, was die schönste Frau anging, die je einen Rennplatz betreten.

Graf Stassingk empfand etwas wie eine Gegnerschaft gegen diesen Mann, als seien sie beide nun einmal einander in der Zukunft als Feinde gegenübergestellt und bestimmt. Denn Maria da Caza hieß sein Schicksal. Wie ein leichtes Grauen, mehr ein Staunen fast überfiel es ihn, wenn er dachte, daß diesmal mit dieser Frau sein Herz Anteil zu nehmen schien und es ernst für ihn ward. Fast jeder Winter, fast jeder Ort führte ihn mit Frauen zusammen, an die er sein Herz verlor. Doch bisher noch immer war er unter dem lächelnden Mund und schönen Auge einer anderen wieder von seinen Wunden genesen.

Diesmal schien es ihm, als müßten alle vor ihr verblassen, als wäre, was er in den Jahren erlebt, nur ein Spiel gewesen. Er kam sich reifer vor, alt geworden, bequem, vernünftig und dem Ende alles Flirtens nah, wo die Flirtation im Jugendland zurückblieb und ernste, echte, tiefe Liebe das Herz des Mannes füllte.

Wie ein Schatten nur zogen ihm die Erinnerungen vorüber. Er war entschlossen, nun Ernst zu machen. Schwer ward es ihm nicht, denn er fühlte, daß er nicht los konnte von ihr, nicht los wollte, daß er nur sie begehrte. Er dachte nicht mehr daran, so ein kleines Schäferspiel nebenbei zu haben und wenn es auch ohne AArg gewesen wäre, nur aus Gewohnheit. Das Flirten fühlte er begraben und sein Interesse erstorben für jede Frau, die nicht hieß: Maria da Caza!

Zu der von ihr genannten Zeit stand er vor der Villa.

„Nimmst gnädige Frau Besuch an?“

„Gnädige Frau läßt bitten!“

Er wurde in den kleinen Salon geführt, wo der Wasserfall von der Spiegelwand niederrauschte, und fand sich allein. Doch nur ein paar Sekunden, dann trat Maria da Caza ein:

„Sie sind eben fortgegangen. Gott sei Dank!“

Stassingk drückte ihre Hand an seine Lippen. Sie fand

nicht den fröhlichen Ausdruck, leicht und leichtsinnig in seinen Augen, den sie ein wenig fürchtete, sondern ruhigen, ernsten Glanz. Darüber freute sie sich. Sie zog ihn auf ein kleines Sofa neben sich und fragte:

„Was wollen Sie mir sagen?“

„Gar nichts!“

„Aber Sie sprachen mir doch davon!“

„Das habe ich bloß gesagt, weil ich bei Ihnen sein wollte.“

Gedeht meinte sie:

„Sind Sie denn zufrieden mit mir, daß ich Ihnen die Zeit angab?“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, tausendmal danke ich Ihnen!“

„Wofür wollen Sie mir danken?“

„Daß Sie mir erlauben, mit Ihnen zu sprechen, hier allein. Denn beim Reiten und in der Welt da ist es doch ganz anders, da fühlt man sich so beengt, daß man doch nicht spricht, was man sprechen möchte. Und ich habe Ihnen doch so unendlich viel zu sagen. Ich muß so vieles erklären, wie mir zu Sinn ist. . .“

Er sprach zu ihr in leise schmeichelndem Ton. Er erzählte, wie er sich verändert. Er legte ihr eine Beichte ab, wie er früher gewesen. Von seinem Wesen redete er, von seiner Art mit den Frauen, daß er von allen Blumen genascht und flatterhaft von einer zur anderen gegaukelt. Daß es ihn unterhalten, mit jeder zu sprechen, jeder etwas Artiges zu sagen, daß er überall sich angezogen gefühlt von ihnen, in den Banden einzelner gelegen und doch über der nächsten die vorige vergessen. Er sagte ihr, ernsthaft habe er nie an eine Frau gedacht, nur auf Tage, auf Wochen höchstens. Aber bei allen sei es nur ein Spiel gewesen, das er sich angewöhnt wie eine Schablone. Er müsse zuvorkommend und artig sein, das läge nun einmal so in seinem Blute, in seiner Natur.

Er schloß:

„Gnädige Frau, ich habe mir nie darüber Gedanken gemacht, leichtsinnig bin ich immer darüber hinweggegangen. Ernst habe ich's nie gemeint. Diesmal. . . ich verstehe mich ja selbst nicht mehr, ich weiß gar nicht, wie mir zu Mute ist, ich bin wie krank. Krank, ja krank Ueberall glaube ich, muß ich Sie sehen, in Gedanken ist mir immer Ihre Gestalt vor den Augen. Wo ich auf der Straße gehe, lauere ich bloß, Ihnen zu begegnen. Ich träume von Ihnen, ich sehne mich immer nach Ihnen. Nach Ihrer Stimme, nach Ihrem Bilde. Mit niemand will ich mehr sprechen. nirgends mehr hingehen, wo Sie nicht sind. Ach gnädige Frau, ich bin krank. Krank durch Sie. . .“

Maria da Caza hörte ihn an mit bebendem Herzen, ihre Mundwinkel zuckten, sie spiegelte nervös mit einem Kissen unter ihrem Arm. Seligkeit durchströmte sie bei seinen Worten, und sie hing an seinen Lippen. Sie wollte ihm noch weiter lauschen. . . stundenlang hätte sie zuhören können. Ihr war so frei, so lebensfreudig zu Mute. Seine Stimme, seine Worte klangen ihr wie weiche, süße Musik, so daß sie auffuhr, als er schwieg.

Aber wie der Ton endigte, empfand sie plötzlich ein Unlustgefühl, etwas wie einen Zweifel, der schnell banger Be-

sorgnis wich, und als die Stille noch dauerte, zur Angst wuchs. Sie sagte ganz unvermittelt, mit erschrockenen Augen, groß, dunkel, über denen ein Schleier der Besorgnis zu liegen schien:

„Wenn Sie sich irren?“

„Nein!“

„Und wenn doch?“

„Nein, nein, nein.“

„Sie glauben es vielleicht nicht. Aber haben Sie nicht oft schon geglaubt, Sie . . . Sie liebten . . .?“

Da griff er nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen, sie mit Küssen bedeckend:

„Nein, so war es nie, nie, nie. Denn jetzt ist alles für mich vergessen. Alles, alles andere. Das ist nun schon, seit ich Sie den ersten Abend gesehen habe, als ich eben von der Reise kam. Seit Wochen nun . . . Es steigt und steigt . . . Ich vergesse alles darüber. Gnädige Frau, ich liebe Sie, wie ich's nicht sagen kann. Ich scheue, ich schäme mich fast vor den banalen Worten, weil Sie's nicht fassen können, was ich fühle.“

Er legte sich, indem er sich ganz niederbeugte, ihre Finger auf die Stirn, wie um den heißen Kopf mit dieser kühlen, schlanken Frauenhand zu kühlen.

Maria da Caza war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Mit der anderen Hand strich sie sein kurzes, blondes Haar, und plötzlich neigte sie sich zu ihm herab und berührte seine Stirn mit den Lippen. Er wollte den Arm um sie schlingen, doch sie sprang erschrocken auf. Das Plätschern des Wasserfalls an der Spiegelwand übertönte andere Geräusche. Ihr war es, als habe sie im großen Salon Schritte gehört. Schnell trat sie in die Tür und spähte hinüber, doch der Raum war leer: die Phantasie mochte ihr Ohr getäuscht haben.

Als sie sich zurückwandte, sah sie flüchtig im Spiegel ihr Bild und gewahrte ihre geröteten Wangen. Nun wagte sie nicht mehr, sich zu setzen, und sagte nur kurz zu Stassingk:

„Es ist bald Zeit zu unserem Diner. Verlassen Sie uns heute, aber kommen Sie, kommen Sie immer zu uns. Dann können Sie in mein kleines Zimmer gehen, und ich sehe Sie doch. Ich muß wissen, was Sie tun, wo Sie bleiben. Bitte, bitte, kommen Sie, immer, immer, ja? Ich muß mit Ihnen sein. Muß, muß, hören Sie, muß! Dann können wir stets alles verabreden, daß Sie wissen, was wir vorhaben.“

„Ich werde kommen.“

„Wann?“

„Morgen?“

„Am Tage sehen wir uns nicht?“

„Im Tattersall!“

„Gut, ich reite um drei.“

Die Worte erstarben. Er suchte noch einmal ihre Hand, da fiel eine Tür ins Schloß und sie ließen sich los. Es näherte sich jemand, und Herr da Caza trat ein:

„Ah, sieh da! Graf Stassingk! Das ist aber nett! Sehen Sie, so ist mir's lieb, uns lieb. Immer kommen Sie nur zum Diner. Die ewige förmliche Einladon ist gräßlich. Hendrich wird gleich da sein, und Lindstedts habe ich's sagen lassen . . .“

Mit einem Blick des Einverständnisses zu Maria da Caza entschuldigte sich Graf Stassingk für heute, und versprach, statt dessen am nächsten Tage zu erscheinen.

Als er gegangen war, sank unendliche Traurigkeit über Marias Seele. Ihr war, als sei es plötzlich ganz öde in den prachtvollen Räumen geworden, und als Herr da Caza so nebenbei, nur, um irgendetwas zu sagen, bis die Gäste kämen, fragte:

„Ist's nicht ein charmanter Kerl, der Stassingk?“ da antwortete sie nicht, sondern drehte ihm den Rücken.

Er dachte seiner Unternehmungen und merkte es nicht.

VI.

Zu den Getreuen der Villa da Caza gehörte nun auch Graf Stassingk. Regelmäßig erschien er zum Diner. Die anderen Einladungen sagte er ab bis auf die offiziellen Festlichkeiten im Schloß, in den Botschaften und Ministerien, wo er sich durchaus zeigen mußte. An solchen Tagen kam er, nachdem er sich heimlich fortgestohlen, auf einen Augenblick, oder er erschien vorher, um zu berichten, wie langweilig es den Abend wahrscheinlich werden würde. Ab und zu ging er mit Cazas ins Theater oder in den Zirkus; seine übrigen Verpflichtungen vernachlässigte er vollkommen.

Maria da Caza bannte ihn allmählich ganz in ihren Kreis, so daß er nur dort noch öfters verkehrte, wo sie auch war. Nur wenige Herren da waren, so wurde nach Tisch meist

Herr da Caza freute sich über Stassingks Besuche. Wenn noch eine Partie gespielt, und dabei rauchte man und trank ein Glas Bier. Da die Frau des Hauses jedoch in ihren Räumen keine Zigarre litt, mußte der Spieltisch im Herrenzimmer, im Billardsaal aufgestellt werden, oder in der Bibliothek, aber auch dort nicht gern, weil der Rauch beim Öffnen der Tür in das weiße Boudoir dringen konnte.

Graf Stassingk rauchte nicht und hielt sich lieber bei den Damen auf als bei den Herren. So ward er der vereidigte Gesellschafter, auch wenn Maria da Caza allein war. Dann gingen sie in den kleinen Salon, wo das Wasser von der Spiegelwand fiel.

„Das mag ich so gern, dieses Rauschen!“ sagte er dann zu ihr jedesmal, wenn sie sich vor das Bassin setzten.

Sie plauderten. Er erzählte und sie fragte, oder sie erzählte ihm und er forschte weiter mit leisen Worten nach allem, was ihr Dasein anging. Sie war glücklich, glücklich, wie sie es in ihrem ganzen bisherigen Leben nie gewesen. Ihr Ehrgeiz war erstorben, sie dachte kaum mehr daran, die Glänzendste, die Schönste zu sein, als wenn er dieses oder jenes schön, elegant, reizend gefunden, das sie trug oder besaß.

Sie kaufte, was sie sich an kleinen Schmuckgegenständen, an Vasen, Bronzen, Kunstwerken von dem reichen Taschengeld, das ihr ausgesetzt war, erstand, nur im Gedanken, ob es seinen Beifall finden würde, ob er davon gesprochen und es gebilligt. Sie zog sich nur noch an für ihn. Er hatte einmal gesagt, meergrün stünde ihr nicht — sie ließ ein Kleid dieser Farbe, das sie neu aus Paris von ihrer Schneiderin auf der Avenue de l'Opéra erhalten — unbenutzt liegen. Sie besaß wundervolle Opale, aber sie verschloß sie, weil er ihr erzählt, daß man sie in Frankreich nicht trüge, weil sie Unglück brächten, und daß auch er daran glaube.

In allem richtete sie sich nach seinem Geschmack: er mußte ihr Bücher empfehlen, was ihm einige Verlegenheit bereitete, da er zwar über alles unterrichtet war aus den Blättern, um in Gesellschaft darüber reden zu können, selbst jedoch wenig las. Und sie erinnerte sich, wie er ihr Peter Stöckls Bild „Müde“ erklärt; nun fragte sie nach allem, was ihr unverständlich geblieben.

Von der Prinzessin und von anderen Frauen hatte sie nie gesprochen. Das Gefühl der Eifersucht war ihr nicht gekommen, denn sie wußte, daß er zum alten Fürsten Löwengard-Espenburg oder zum Herzog von Ortenburg, wo er sie getroffen hätte, fast nie mehr ging. Nur von der Vergangenheit begann sie ein einziges Mal, da sie allein waren und die Herren drei Zimmer entfernt im Billardsaal eine Pfropfenboule spielten:

„Ich muß Sie einmal etwas fragen, was ich schon längst sagen wollte . . . ich habe es nur noch nicht gewagt . . .“

Er ward aufmerksam, runzelte ein wenig die Stirn und meinte:

„Etwas Schlimmes . . . Böses? Gnädige Frau?“

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22.**

Sie wußten, daß sie sich liebten, sie wußten, daß es eine Komödie war, wenn sie sich „Graf“ und „Gnädige Frau“ nannten, aber sie wollten beide nicht diese Grenze überschreiten. Es war besser, sie setzten sich nicht dem aus, von anderen gehört und überrascht zu werden, und es erschien ihr noch kälter und förmlicher, dazu ein unwürdiges Spiel, in der Gegenwart eines Dritten immer wieder zur förmlichen Anrede zurückzukehren.

Maria da Caza hatte das Gefühl, als sei dieses Gnädige Frau der Damm, der sie schützte vor einem Hereinbrechen der Leidenschaft ohne Schranke. Sie wollte sich selbst bewahren.

Wie er nun fragte, tat es ihr schon leid, ihn geängstigt zu haben:

„Noin, nein, nichts Schlimmes, nichts Böses. Aus Ihrer Vergangenheit möchte ich etwas wissen.“

Er lächelte mit seinem offenen, frischen Gesicht und den blauen Augen, die ihr so gefielen, Maria da Caza an, aber in seinem Ausdruck lag doch eine leichte Verlegenheit:

„Aus meiner Vergangenheit?“

„Ja, aus Konstantinopel.“

„Nun, da bin ich doch neugierig.“

„Sie haben mir nie von jener Frau dort gesprochen, deretwegen Sie abberufen worden sind, wie man sagte.“

Noch schien er auszuweichen:

„Hat man Ihnen das auch erzählt?“

„Wie sollte ich es nicht gehört haben? Der Regierungsrat sagte es jedem, der es hören wollte.“

„Das sieht ihm ähnlich. Aber es schadet nichts.“

„Warum?“

„Das war ja eine Dummheit nur. Wirklich eine Dummheit, nicht wert, eine so große Sache daraus zu machen!“

Fast ängstlich wollte sie wissen:

„Also ist es aber doch wahr?“

„Ja und nein . . .“

Wieder schwieg er. Maria da Caza ward erregt, da nicht gleich die Antwort kam, preßte den Mund zusammen, als wollte sie sich wappnen gegen das, was er ihr zu bekennen hatte, und griff abwehrend nach seinem Arm:

„Bitte, sagen Sie nicht. Ich will es nicht hören . . . Ich will es lieber nicht . . . Nein . . . nein, bitte nicht . . . ich würde es nicht hören können, es würde mir weh tun . . . ersparen Sie es mir . . . bitte nicht . . .“

Ebenso dringend, wie sie es eben noch hatte wissen wollen, bat sie ihn nun, nichts mehr zu sagen, und schließlich warf sie die Worte hin:

„Es geht mich ja auch nichts an, was Sie früher getan haben!“

Stassingk erwiderte zögernd:

„Es geht Sie nichts an?“

„Nein.“

„Sie nehmen also kein Interesse an dem, was ich früher getan habe?“

„Ich weiß nicht, ob ich ein Recht dazu habe?“

Er stutzte einen Augenblick, als wollte er sich überlegen, ob er nicht mit irgend einer Wendung darüber hinweg sollte, damit sie ihn nicht mit unbequemen Fragen quälen könnte, aber wie er sie so vor sich sah, das schöne Haupt leicht zurückgebogen und ihn fast ängstlich anblickend, mit einem bitteren Zug der Ergebung auf den Lippen, da übermannte ihn sein Gefühl:

„Sie haben ein Recht, Sie haben auf alles ein Recht. Wie können Sie nur so fragen?“

In seiner Antwort hatte ein Ton geklungen, wie sie ihn noch nicht von ihm gehört: nicht Leidenschaft, sondern Innigkeit, tiefes Gefühl. Darüber war sie glücklich und wiederholte ihre Frage. Nun erzählte er ihr auch von Konstantinopel. Es war nichts Romantisches daran, und er sprach davon mit spöttischer Stimme. Eine gereifte Frau, allerdings die Gattin eines Großwürdenträgers, doch eines Ausländers, der nur in türkischen Dienst getreten, hatte sich in ihn verliebt und verfolgte ihn mit ihrer Zuneigung ohne sein Wollen und Zutun, wie er sagte. Er hatte sich ihrer nicht erwehren können, und allmählich waren ihre Huldigungen zum öffentlichen Geheimnis geworden. Der Gemahl aber wußte, daß den jungen deutschen Diplomaten keine Schuld traf. Er war ihm im Gegenteil verbunden wegen seiner Haltung gegenüber seiner Frau. Um jedoch dem Skandal ein Ende zu bereiten, erwirkte er die Bitte um Abberufung, die denn auch sehr bald erfolgte:

„Sehen Sie, gnädige Frau, so werden Geschichten gemacht. Ich kann schwören, daß ich jener Dame nie entgegengekommen bin. Allerdings bin ich artig gewesen, wie man es gegen jede Dame sein muß.“

Maria da Caza fühlte sich erleichtert, als atme sie nun in frischer Luft. Als die Herren die Partie beendet hatten und herüberkamen, um Lebewohl zu sagen war sie so ausgelassen und guter Laune, daß Rittmeister Hendrich sagte:

„Gnädige Frau, das paßt ja gar nicht zu Ihrer strengen Schönheit! So habe ich Sie doch noch nie gesehen!“

Sie lachte, sah Stassingk an und scherzte:

„Graf Stassingk hat mich so gut unterhalten, daß ich eben guter Laune geworden bin!“

„Was haben Sie denn erzählt?“ fragte Herr da Caza und legte Stassingk freundschaftlich die Hand auf die Achsel. Dieser wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Maria:

„Ich erzählte von muhammedanischen Volkssitten!“

„Das war amüsant?“

„Es hat die gnädige Frau sehr unterhalten!“

Herr da Caza dachte daran, daß seine Frau öfters in den Zeiten, wenn sie sagte, sie sei satt von gesellschaftlichen Dingen, allerlei Museen besuchte, daß sie regelmäßig in die Bilderausstellung ging, wohin er nie einen Fuß setzte, und daß sie Bücher über Kunst, Sitten, Volksgebräuche, Geschichte gelesen, die ihr Peter Stöckl oder Professor Charrier empfohlen. Er freute sich immer, wenn man mit Maria da Caza über jene Dinge sprach, die ihm fernlagen, weil er wußte, daß sie sich im Grunde für die Rennen wenig interessierte. Noch einmal ließ er seine Hand auf Stassingks Schulter ruhen, als die anderen schon gegangen waren und er ihn zur Tür brachte:

„Sie opfern sich ganz allein für meine Frau, während wir spielen, aber ich kann den Herren nicht zumuten, ihre Zigarre aufzugeben — ohne Zigarre kommen sie nämlich einfach nicht, und ich muß gestehen, ich täte es auch nicht. Um meiner schönen Augen willen ist noch keiner erschienen.“

Er deutete auf sein Glasauge. Es war ihm nie peinlich, über sein Gebrechen zu reden, da das Gerücht unlieft, er verdanke den Verlust des einen Auges einem Duell. Das erhob den körperlichen Fehler zum mystischen, interessanten Ereignis, während er in Wirklichkeit einer Explosion in der Zündhütchenfabrik seines Vaters zuzuschreiben war. Aus diesem Betriebe, der längst in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und von dem nicht gesprochen wurde, stammte der Reichtum der Cazas.

Graf Stassingk reizte es, zu antworten, daß wohl welche erschienen wären der schönen Augen Maria da Cazas wegen. Er wollte des Gatten Verdacht nicht herausfordern, aber er war neugierig zu hören, wie Herr da Caza, von dem sie niemals sprach, eigentlich über seine Frau dächte.

Als er nun die Redensart hingeworfen, wunderte er sich, wie der andere sie sofort aufgriff:

„Meiner Frau halber? Gewiß, gewiß kommen manche ihretwegen. Was tuts? Es ist mir sehr lieb, wenn man meine Frau mag und hübsch findet, bewundert. Sehen Sie, mit Ihnen ist ja auch so. Das hat mir ja gerade so gefallen, wie Sie, als ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, zu der alten Exzellenz sagten, an Schönheit käme überhaupt nur eine in Betracht, gegen die alle anderen zurücktreten müßten, nämlich meine Frau. Ist nicht so? Kommen Sie nicht auch meiner Frau halber, um zu schwatzen und ein bisschen zu flirten, wie der schöne Ausdruck von jenseits des Wassers heißt?“

Das hatte Stassingk nicht erwartet. Er entgegnete etwas gezwungen:

„Ja, ja, warum nicht? Es ist ja ein höchst unschuldiges Vergnügen, so in kleine Flirtation!“

„Bloß der moderne Ausdruck für Schwatzen. Früher gabs ästhetische Tees, Seelenfreundschaften, galante Herren, Kavaliere des ancien régime . . ., na und heute ist ein Flirt . . .“

Stassingk traute ihm nicht zu, das aus Eigenem gefunden zu haben, und so erkundigte er sich rasch:

„Woher haben Sie das?“

Herr da Caza, der fremde Gedanken für eigene Münze ausgegeben, bog aus:

„Wieso?“

„Diese Theorie meine ich?“

„Ach, wissen Sie das nicht? Das sagt Lindstedt immer!“ sagte er nun ganz selbstverständlich.

VII.

Im Opernhause wurde „Carmen“ gegeben. Die kleine Gräfin Selbotten, die noch niemals diese Oper gesehen, bat Maria da Caza, mitzugehen, da sie ihr Mann an dem Abend nicht begleiten konnte. Er mußte zum Vortrag der militärischen Gesellschaft in der Kriegsakademie. Stassingk erfuhr es den Tag vorher, wo sie sich bei Lindstedts trafen, und er versprach ihr leise, im Theater zu sein.

Als die Cazas das Opernhaus betraten, war es schon spät. Sie erreichten gerade noch ihre Loge, als die Ouvertüre begann. Marias erster Blick war in das Haus, um Stassingk zu suchen. Sie entdeckte ihn sofort gegenüber, wie er sie mit dem Opernglase musterte. Wie zufällig richtete sie ihr Glas hinüber, und sie lächelten beide.

„Wen siehst Du denn da, Maria?“ fragte die kleine Gräfin leise.

„Graf Stassingk!“ antwortete sie gleichgültig, aber es war ihr, als ob die Freundin sie plötzlich und schnell anblickte. Die Ouvertüre begann. Endlich hob sich der Vorhang. Die Soldatenscene spielte sich ab. Carmen trat auf und trällerte ihr Lied:

„Die Liebe vom Zigeuner stammet,
Fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht!
Liebst Du mich nicht, bin ich entflammt
Und lieb' ich dich — nimm dich in Acht!“

Wie das Carmenlied erklang, suchten und fanden sich wiederum Stassingks und Maria da Cazas Augen. Sie hatte die Oper schon ein dutzendmal gesehen, und immer war sie an dieser Stelle vorübergegangen, ohne so recht die Bedeutung der Worte zu fassen. Heute aber klang ihr plötzlich das La-la-lalla-la-la-lalla — in den Ohren, als sei ihr in dieser Minute das Verständnis aufgegangen. Bei den folgenden Szenen tönte ihr nur immer dieses — fragte nach Rechten nicht, Gesetz und Macht — in den Ohren, als hätte es für sie besondere Geltung gewonnen.

Als der Vorhang niedergegangen war, sagte Herr da Caza, der hinter den beiden Damen saß:

„Es liegt doch eine riesige Leidenschaft in dieser Musik!

Nicht wahr, Frau Gräfin?“ Dabei gähnte er verstohlen. Die Tür der Loge öffnete sich, und Graf Stassingk erschien. Er wechselte einen kurzen Händedruck mit Herrn da Caza, der ihm seinen Platz überließ, um ins Foyer zu gehen. Die kleine Selbotten lachte ihm nach:

„Dein armer Mann langweilt sich so schrecklich!“

„Er wollte eigentlich heute mit Hendrich in den „Vogelhändler“ gehen, — erzählte Stassingk.

Maria da Caza, die davon nichts wußte, sagte fast wegwerfend:

„Warum ist er nicht gegangen? Graf Stassingk hätte uns ja begleiten können. Sie langweilen sich doch nicht bei guter Musik! Wenn das Verständnis aber erst beim Couplet oder Walzer anfängt! . . .“

Verächtlich zuckte sie mit den Schultern. Der junge Diplomat hatte schweigend Herrn da Cazas Platz eingenommen, während Maria noch einmal begann.

„Graf Stassingk hätte uns ,chaperoniert“!

Da sprach Gräfin Selbotten, aber sie unterbrach sich gleich und ging auf etwas anderes über:

„Vielleicht ist es doch besser, wenn Dein Mann . . . ach dort drüben sitzen ja Charriers . . .“

Zugleich grüßte Stassingk nach der linken Seite und Maria da Caza, die eben Charriers hatte suchen wollen, folgte hastig der Richtung, wohin er sich gewendet, und sah, zwei Logen von der ihren entfernt, Ortenburgs mit der Prinzessin und noch einem jungen Mädchen. Der Herzog, die Herzogin wie die Prinzessin hoben fast gleichzeitig ihr Opernglas ans Auge und Maria tat, als habe sie achtungslos über sie hinweg andere Leute betrachtet.

Als sie den Gruß Stassingks gesehen, hatte sie eine unangenehme Empfindung, obwohl seine Verneigung nur durchaus herkömmlich gewesen, und sein Lächeln, wie es eben seine Art war. Damit beschäftigte sie sich noch, als längst der zweite Akt begonnen und Stassingk wieder drüben ihr gegenüber auf seinem Platze saß. Dabei hörte sie überall in der ganzen Musik das Lied der Carmen hindurch, es klang ihr in den Ohren, es summt im Toneroliede mit, sie vernahm es beim Tanz, immer das: Fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht.

Hinter sich wußte sie ihren Mann, dessen Atem sie bisweilen im Nacken fühlte, wenn er sich ein wenig vorbeugte, um besser zu sehen. Das mahnte sie an seine Gegenwart. In ihrem Glückstaumel würde sie ihn sonst vergessen haben. Da empfand sie die Worte des Carmenliedes als eine Art Entschuldigung ihrer Leidenschaft. Es mußte so kommen. Ein Auflehnen dagegen wäre zwecklos — unmöglich gewesen. Es war einmal ihr Schicksal, und die Liebe erkannte keine Fessel an. Sicherheit gab ihr das und Festigkeit, und sie war davon überzeugt, daß nun alles langsam ohne Aufhalten seinen Gang gehen müsse — wie, wußte sie nicht, das würde sich finden.

Im nächsten Zwischenakt empfahl sich Herr da Caza, indem er sich bei der kleinen Gräfin entschuldigte. Seine Pflicht habe er ja erfüllt, die Damen zu geleiten, und da sie Bekannte gesehen, dürfe er wohl gehen. Er habe eine Verabredung.

Er geht in den „Vogelhändler“! dachte Gräfin Selbotten. Maria drängte hinaus ins Foyer. Wohin sich ihr Mann begab, war ihr gleichgültig, sie wollte nur Stassingk treffen. Die Leute schoben sich schon in dem engen Gang hinter die Logen. Das Haus war stark besucht. Herr von Nyvenström trat ihnen gerade entgegen und hielt sie einen Augenblick auf der jedoch genügte, daß sich der Herzog von Ortenburg mit seinen Damen vor sie schob. Da erschien auch gerade Graf Stassingk von der anderen Seite. Nun konnte er an der Prinzessin nicht vorbei, ohne sie zu begrüßen.

Maria da Caza suchte möglichst so zu tun, als folge sie dem, was der Gesandtschaftssekretär erzählte, doch sie ver-

Dünger

**Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.**

FERNANDO HACKRATD

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

lor die Gruppe nicht einen Augenblick aus den Augen. Sie bemerkte, wie Stassingk einen Blick zu ihr warf, dann drehte er sich so, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Die Prinzessin, die heute abend weniger stark erschien, war leicht errötet wie immer. Er wandte sich ein paarmal an sie, dann an die jüngere Dame, die in Begleitung der Ortenburgs war, endlich an die Herzogin. Und jedesmal, wenn er mit einer sprach, hellten sich ihre Züge auf.

„Bringen Sie uns zum Foyer, Herr von Nyvenström!“ bat Maria unmutig. Als sie an dem herzoglichen Paar vorüber mußten, nahm sie sich vor, auch nicht eine Linie breit Platz zu machen, und es war ihr Bedürfnis, wie sie ganz nahe waren, ziemlich laut gegen den Gesandtschaftssekretär von ihrer kleinen Freundin als „Gräfin“ zu sprechen, als müsse sie den Rang ihrer Begleiterin zu hören geben. Sie hatte erwartet, Ortenburgs würden kaum aus dem Wege gehen, und sie empfand eine arge Beschämung, als der Herzog sehr artig, indem er sein Einglas fallen ließ, zur Seite trat und sogar seiner Frau etwas zurief, weil diese den Kommanden den Rücken drehte. Auch die Herzogin wich aus.

Während sie hindurchschritten, begrüßte Herr von Nyvenström sich verneigend, das herzogliche Paar. Stassingk wechselte mit ihm einen Händedruck.

Am Foyereingang kamen ihnen schon Charriers entgegen: Der Professor, ungemein herzlich, Frau Charrier noch ganz hingerissen von der Musik, und die beiden Töchter einen Augenblick verlegen, weil sie nicht recht mehr wußten, ob sie eigentlich den Schweden kannten oder nicht.

Sie blieben stehen und Maria da Caza hatte volle Muße, indem sie zuzuhören schien, Stassingk zu beobachten, denn der Professor fing an, über die Kostüme in der „Carmen“ zu sprechen. Das Thema war sein Steckenpferd, da er Kostümkunde vorzutragen hatte.

Während er predigte, obwohl ihn seine Frau inständigst bat, nicht so laut zu sprechen, hatte Maria da Caza gesehen, wie der Herzog Stassingk irgend etwas über sie gesagt zu haben schien, denn die ganze Gruppe drüben blickte zu ihnen herüber, und der junge Diplomat verabschiedete sich sofort.

Der Professor nahm ihn augenblicklich in Beschlag und wollte von ihm, der ja doch selbst die Spanier kenne, Verschiedenes wissen:

„Was gefällt Ihnen nicht an der Regie, Herr Graf?“ Graf Stassingk, noch beschäftigt, den Damen Charrier jeder einzeln ein Wort zu sagen, zögerte, bis er erwidern konnte:

„Daß die „Carmen“ einen Trauring trägt!“

„Warum dürfte „Carmen“ keinen Trauring tragen?“ fragte nun die kleine Selbstotten, und Stassingk blickte bei seiner Antwort flüchtig auf Maria da Caza:

„Weil sie dann gebunden wäre!“

Da sagte Maria da Caza schnell mit blitzendem Aufleuchten in den schwarzen Augen:

„Aber sie singt ja!“

„Die Liebe vom Zigeuner stammet,

Fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht.“

„Gnädige Frau, Sie haben recht!“

Es war Maria da Caza, als träte die kleine Freundin einen Schritt zurück . . .“

Sie mußten sich trennen, der neue Akt begann. Nun hatte sie alle unangenehmen Eindrücke überwunden und jede Verstimmung schwand. Die Musik entzündete ihr Herz. Sie vergaß Ortenburgs und die Prinzessin, sie vergaß alles und gab sich nur ihren Gedanken hin, die bei ihm waren.

Als die letzten Töne verklungen und der Vorhang sich über der toten Carmen gesenkt, eilte alles der Garderobe zu. Stassingk brachte die beiden Damen bis an die Cazasche Equipage, die unten hielt. Am Wagenschlag nahm er Abschied. Maria wollte wissen, was er nun täte, und da sie nicht gerade fragen mochte, scherzte sie:

„Wir fahren nun hübsch nach Haus, und die Herren der Schöpfung bleiben noch auf, bis wer weiß wann!“

„Ich nicht, gnädige Frau!“ antwortete Stassingk, und wie er es eben sagte, erinnerte er sich, daß er doch vorhin nicht geglaubt, der Herzogin abschlagen zu können, nach dem Theater noch eine Tasse Tee bei ihr zu trinken. Aber er ließ es dabei, und Maria da Caza freute sich, daß er sofort nach Haus gehen würde. Bei der Heimfahrt sprach die kleine Gräfin nicht. Maria achtete nicht darauf, sie glaubte, sie wäre müde, und fühlte selbst das Bedürfnis, allein zu bleiben mit ihren Gedanken. Während sie die Linden entlang rollten, blickte sie zum Wagenfenster hinaus. Am liebsten wäre Maria da Caza ausgestiegen, um auch zu gehen. Sie fühlte sich so selbsttätiger Laune, als ob dieser Abend noch nicht zu Ende wäre, als müsse er nun eigentlich erst beginnen. Eine unbestimmte Sehnsucht durchzitterte sie, und sie beneidete alle einfachen Fußgänger dort drüben auf dem Bürgersteige, die noch in irgend ein Restaurant oder Café gehen könnten, um den Abend zu beschließen, wann sie wollten.

Als sie die Freundin an ihrem Hause abgesetzt hatte und allein nach der Villa fuhr, dachte sie, wie es wäre, wenn sie noch einmal fort könnte auf ein Fest, auf einen Ball. Eine jähe Leidenschaft zu tanzen befahl sie. Tanzen, ja tanzen! Sie hätte sich so recht ausrasen mögen in wilder Musik. Und sie dehnte und bog sich im Wagen, und stieß ungeduldig auf den Boden mit den Füßen.

„Ist der gnädige Herr zu Haus?“ fragte sie, als sie aus dem Coupé stieg. Er war noch nicht zurückgekehrt, und sie empfand es wie eine Erleichterung.

In den Salons, in der Bibliothek, im Rennzimmer, im Boudoir, in der Galerie ließ sie das elektrische Licht erstrahlen. Dann irrte sie von einem Raum in den anderen. Da überfiel sie plötzlich, wie sie sich allein sah, eine tiefe Trauer, und sie warf sich in einen Stuhl, in den Fauteuil, den er immer einnahm, wenn er mit ihr plaudernd nach dem Diner, am Wasserfall im kleinen Salon saß. Sie öffnete den Hahn und ließ das Wasser spielen. Die Seerosen glüh-

ten am Boden des Bassins, der Springbrunnen stieg und die Flut stürzte sich plätschernd in Kaskaden herab.

Lange lauschte sie dem Raschen, immer dachte sie an ihn. Nun war er daheim in seiner Junggesellenwohnung in der Linkstraße. Ein paar mal war sie schon vorübergefahren, um wenigstens von außen die Fenster zu sehen. Vielleicht schlief er schon. Oder er irrte noch umher, ruhelos wie sie. Diese Seligkeit in den Worten, in dem einfachen, gleichgültigen Klang: Liebe.

Da kam ihre Feststimmung wieder über sie. Sie sprang auf und trat auf den Balkon, in bloßem Haar und Kleid, wie sie aus dem Theater gekommen. Die milde Luft umwehte sie weich. Lautlos, tot lag drüben die Straße, matt von den Laternen erleuchtet. Es war windstill und ruhig, nur von fern klang ein unbestimmtes Getön herüber vom nächtlichen Leben der Stadt. Die großen, dunklen Bäume drüben standen unbeweglich.

Maria da Caza ließ ihren Blick über die Kronen der Buchen schweifen: der Himmel war sternhell und klar. Dieser Frieden mitten im bewegten Leben des gewaltigen Häusermeeres schien ihr Glück zu bedeuten. Sie mußte glücklich werden, sie würde glücklich werden. Die Musik, die sie eben gehört, kehrte ihr im Gedächtnis wieder, sie klang leise, das Carmenlied stieg auf und zitterte ihr im Ohr.

Da hob Maria da Caza unwillkürlich den Arm, als begleite sie mit einer Handbewegung die Worte, und während sie in das Zimmer zurücktrat, summte sie vor sich hin die Zeile, die ihr wie eine Berechtigung erschien ihrer Liebe: „Fragt nach Rechten nicht, Gesetz noch Macht!“

VIII.

Am nächsten Mittag, als Maria da Caza gerade im Tattersaal ritt, war Gräfin Selbotten bei ihr gewesen und hatte eine Karte hinterlassen, worauf gekritzelt stand: „Wenn möglich, komme doch einen Augenblick heute noch zu mir. Ich bin zu Hause.“

Vor Tisch suchte Maria ihre kleine Freundin auf. Sie fand sie in der Kinderstube, wie sie für ihr Töchterchen eine Kinderwagendecke nähte.

Sie ließ ihre Arbeit liegen, und die beiden jungen Frauen gingen in den Salon hinüber, wo Stassingk Maria vorgestellt worden. Die kleine Gräfin besaß nur dieses Zimmer. Die ganze Wohnung war räumlich beschränkt. Selbottens hatten sie trotz teurer Lage in der Viktoriastraße dennoch billig bekommen, weil sie in den noch zwei Jahre laufenden Kontrakt eines Beamten aus dem Ministerium des Innern eingetreten, der nach auswärts versetzt worden. Das junge Paar verfügte über keine großen Mittel, die ihnen jedoch später einmal von beiden Seiten zufallen mußten.

Maria da Caza wunderte sich, daß sie keinen Kuß erhielt wie gewöhnlich, und fragte mit einigem Staunen:

„Was ist denn nur eigentlich geschehen?“

Gräfin Selbotten lachte:

„Hab' keine Angst, Maria, gleich wirst Du's wissen. Ich wollte bloß mal mit Dir reden!“

„O weh, habt Ihr irgend eine Schwierigkeit? Du weißt . . .“

Sie kam auf den Gedanken, Sellbottens möchten etwa über ihre Verhältnisse gebraucht haben, weil die kleine Gräfin vor einiger Zeit einmal gemeint „sie müßten vernünftig sein“. Aber sie ward unterbrochen:

„Nein, nein, ich muß Dir was sagen. Du bist immer so gut gegen mich gewesen und bist es noch, und Du hast Dich, wie ich ganz dumm hier nach Berlin kam, gleich so an mich angeschlossen oder vielmehr mich zu Dir gezogen, daß ich Dir auch dankbar sein muß. Da muß ich Dir etwas sehr Unangenehmes sagen. Aber wir sind doch gute Freundinnen, Maria! Bist Du nicht mehr meine beste Freundin?“

Die beiden jungen Frauen küßten sich auf die Wange. Gräfin Selbotten fuhr fort, nachdem sie sich von Maria da

Caza das Versprechen hatte geben lassen, nicht böse zu werden, nichts übel zu nehmen, sie ganz ruhig bis zu Ende anzuhören:

„Ich weiß genau, wenn wir auch darüber nur in Andeutungen gesprochen haben, daß Du mit Deinem Manne nicht glücklich bist. Ihr steht Euch, glaube ich, fremd gegenüber. Weißt Du, Maria, mein Mann ist ja sehr gut mit ihm, aber er sagt auch nur immer „ein Renngenie“. Er sagt, das würde er wahrscheinlich auch sein, wenn er kein

„Ich weiß genau, wenn wir auch darüber nur in Andeutungen gesprochen haben, daß Du mit Deinem Manne nicht glücklich bist. Ihr steht Euch, glaube ich fremd gegenüber. Weißt Du, Maria, mein Mann ist ja sehr gut mit ihm, aber er sagt auch nur immer „ein Renngenie“. Er sagt, das würde er wahrscheinlich auch sein, wenn er kein Vermögen hätte, dann würde er sich nämlich durch sein Talent eins machen. Siehst Du, ich muß ihn doch auch verteidigen. Er ist so liebenswürdig immer, sehr nett, aber man wird nicht warm mit ihm. Das meint mein Mann auch. Die Herren so, die sagen, immer von ihm „ein tadelloser, korrekter Gentleman“. Das muß ich erklären, weil ich ihn nicht sehr mag, Maria. Ich weiß nie, was ich mit ihm reden soll, und andern geht es auch so. Aber wir werden wohl schuld sein. Nun kommt's aber. Trotz alledem darfst Du nicht so sein, wie Du jetzt bist.

Maria da Caza unterbrach sie erregt:

„Wie bin ich denn jetzt?“

„So wie Du nicht sein darfst!“

„Was denn!“

„Du hast mir versprochen, mich nicht zu unterbrechen. Maria, liebe Maria, bitte, bitte, sei mir nicht höse, wenn ich Dir's sage. Warum ich Dir's sage?“ Die andern sagen Dir's eben nicht! Da muß ich Dir's schon sagen, denn ich bin doch Deine Freundin und Du bist immer so gut gegen mich gewesen, und einer muß es doch tun. Alle reden sie immer drüber . . .

Maria da Caza fühlte, wie sie langsam errötete, aber sie saß gegen das Licht und es begann schon zu dunkeln. Jetzt wußte sie, wohin das zielte. Sie entschloß sich, zuvorzukommen und selbst davon zu beginnen:

„Du meinst Stassingk?“

„Ja, Maria!“

„Wer spricht davon?“

„Alle!“

„Wer ist alle?“

„Wo man hinhört. Du glaubst nicht, welches Klatschnest dieses Berlin ist, viel schlimmer als unsere kleine Garnison. Und Du bist so bekannt. Jeder weiß, wer Du bist. Die sonderbarsten Leute wissen von Dir, haben von Dir gehört und sprechen von Dir. Maria da Caza hier und Maria da Caza dort. Neulich unser Droschkenkutscher, als Du in der Bellevuestraße gefahren kamst, fing davon an und zeigte auf Dich mit der Peitsche und sagte, wer Du wärst, weil er glaubte, wir seien Fremde . . .“

Maria preßte die Lippen aufeinander, dann fragte sie nochmals:

„Bitte, sage mir bloß: wer ist alle! Wer hat davon gesprochen?“

Die kleine Gräfin geriet in Verlegenheit: die nächsten Bekannten, mochte sie nicht nennen, und von den übrigen die einmal in den letzten Tagen, seitdem sie selbst es gewahr geworden, über Stassingk und ihre Freundin geredet fiel ihr in der Schnelligkeit niemand ein. Endlich kam sie auf einen:

„Sogar auf der Kriegsakademie haben es mehrere Herren meinem Mann erzählt, Maria. Siehst Du, Du mußt doch verstehen, daß uns das unangenehm ist für Dich. Oder soll es uns gleichgültig sein? Soll ich mich nicht darüber ärgern und dich nicht warnen, wenn die Leute von meiner besten



**schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersce
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
Verlangen Sie Offerte und Muster von
**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.****

Freundin ganz einfach sagen, als verstünde sich das in Berlin ganz von selbst: Maria da Caza? Die? Die hat ein Verhältnis mit Stassingk!“

Maria rückte heftig ihren Stuhl und rief verächtlich:

„Verhältnis?“

„Das sagen sie . . .“

„Sie wagen so etwas zu sagen? Das ist doch wirklich unerhört. Von mir sagen sie das. Wie so von irgend einer, die hergelaufen? Und das muß man sich gefallen lassen? Wie kommen die Menschen dazu? Habe ich die Veranlassung etwa gegeben? Sage mir mal selbst offen, bin ich daran schuld?“

Mit flammenden Augen blickte sie die kleine Freundin an, die nicht mehr lachte, sondern ganz ernst geworden war und sich nicht getraute, zu antworten. Maria da Caza war so heftig geworden, daß sie fürchtete, sie möchte außer sich geraten, wenn sie erklärte, nach ihrer Meinung trüge sie allerdings die Schuld an den Gerüchten, die umliefen. Sie wagte nur zu sagen:

„Du mußt nicht gleich erregt sein, Maria!“ Wenn ich es Dir nicht sagte, so würdest Du es nie erfahren, und es ist, glaube ich, ganz gut, man weiß, was die Leute reden, daß man sich danach richten kann. Es schadet nichts, wenn man auch den Schein vermeidet, Maria. Bitte, so sei mir doch nicht böse, Maria! Bitte, sei doch gut. Wie Du mich ansiehst! Nein, so sei doch gut! Bitte, bitte!

Sie stand auf, kniete sich neben den Stuhl der Freundin, ergriff ihre Hand, streichelte sie und redete ihr zu in sanften Worten. Maria da Caza hatte gereizt antworten wollen, nun aber erstarben ihr alle heftigen Entgegnungen auf der Zunge. Sie wußte, wenn sie ruhig zu denken versuchte, daß es die kleine Gräfin gut meinte. Sie war und blieb doch ihre einzige, wahre Freundin, denn wenn sie sich auch mit allen den Frauen gut verstand — zu echter Herzlichkeit und Wärme war es nie gekommen. Maria da Caza war ihnen zu schön. Dieses Ueberstrahlwerden mochten auch bescheidene Frauen nicht auf die Dauer. In der Oeffentlichkeit, oder wenn Herren dabei waren, liebten sie es nicht, stets zur Null herabzusinken.

Die einzige, die sich gern darein fügte, war die kleine Gräfin. Auf das Außere gab sie nichts, und innerlich entschädigte sie und hob sie unbewußt doch über Maria da Caza hinaus, was sie als das Höchste der Frau erachtete, das Maria versagt blieb: die Mutterschaft!

Gräfin Selbotten redete ihrer Freundin noch lange zu, bis jene endlich fragte:

„Ich soll den Schein vermeiden, sagst Du?“

„Ja, Maria!“ Eben den Schein, denn wer Dich nicht kennt, urteilt nach dem Schein!

„Also ich wahre den Schein nicht?“

„Nein.“

„Wieso?“

„Überall und überall. Wenn ihr im Theater seid, ist er da, wenn Du in Gesellschaft bist, ist er da. Wo Du erscheinst, ist er. Und er kommt immer zu Euch. Er ist allein mit Dir, wenn die anderen Herren drüben bei Deinem Manne sind. Man weiß das, wie, weiß ich auch nicht, aber man weiß es. Einer der Herren muß wohl schwatzen. Aber das ist gar nicht die Hauptsache. Die Hauptsache, Maria, ist, daß man weiß, wo Graf Stassingk nicht ist.“

Bis dahin hatte ihr Maria da Caza ruhig zugehört, nun blickte sie die Freundin groß an:

„Wie kommst Du darauf?“

„Weil . . . weil . . . nun mußt Du wieder nicht böse werden, nicht wahr?“ Weil Graf Stassingk doch etwas für einen Kourmacher gilt . . . Nicht böse werden . . . Vielleicht ist er es gar nicht, aber er gilt so ein bißchen dafür. Weißt Du noch, diesen Herbst, wie er von Konstantinopel wiederkam? Die Witze, die man da über seine Abberufung machte? Mein Mann hat es mir doch gleich erzählt, und die sind doch dicke Freunde, Schul- und Regimentskameraden, die beiden. Der kennt ihn ganz genau!

Maria da Caza atmete tief auf. Der Angriff auf Stassingk tat ihr weh, und sie suchte ihn mit aller Beredsamkeit zu verteidigen. Die kleine Gräfin hörte sie ruhig an, sie fragte nicht, von wem Maria ihre Auffassung habe, sondern sie rückte ihr noch näher, immer neben ihr halb knieend, halb kauern und begann wieder zu sprechen:

„Das mag alles so sein, und es trifft ihn wohl gar keine Schuld, aber er ist nun einmal früher überall gewesen. Mein Mann erzählte mir einmal, er hätte oft vier oder fünf Einladungen für einen Abend gehabt und sie immer mit Hilfe von Eildroschken, wie er sagte, alle abgemacht. Ein Tennis oder lebende Bilder oder ein Bazar . . . wäre ohne ihn nicht denkbar gewesen. Jetzt ist er nirgends mehr . . .“

Bitterkeit stieg auf in Marias Seele. Man reklamierte ihn, man wollte ihn haben als Unterhalter und Gesellschafter, man gönnte ihr nicht, daß sie ihn besäße, das war es, und sie sprach verächtlich:

„Also es ist Neid?“

„Er hat allen gehört!“ Immer allen Damen etwas Nettes gesagt. Nun mögen sie ihn vielleicht einer bestimmten nicht gönnen, Maria! Ja, das ist es vielleicht. Denn ich habe in den letzten Tagen ein paarmal nach ihm fragen hören, und dann wurde immer geantwortet: Der kommt nicht mehr, der ist beschäftigt. Dann lachte man, blickte sich an und verstand sich! Jeder wußte ganz genau, auch wenn er es nicht sagte: Stassingk ist wieder einmal bei Maria da Caza, oder nicht „wieder einmal“, sondern wie immer.

„Hast Du das gehört?“

„Ja!“ Und mein Mann hat mir's auch gesagt.

„Er hat etwas gegen ihn!“ sagte Maria da Caza unüberlegt, nur weil sie für alles eine Erklärung suchte, weil es tobte und kochte in ihr. Aber Gräfin Selbotten schmiegte nur zärtlich ihre Wange an die der Freundin, streichelte ihr das dicke, schwarze Haar und sprach herzlich:

„Nein, da tust Du ihm unrecht. Kurt ist nicht so. Er steht sich ja ausgezeichnet mit Stassingk!“ Aber wir sind eben nicht blind und jemand muß doch für Dich die Augen offen halten, denn Du . . . Maria . . . meine . . . liebe . . . süße Maria . . . Du bist ja viel zu schön dazu . . . ja, lache nur . . . Du bist so schön . . . alles ist schön an Dir . . . und das verzeihen die anderen bösen Menschen nicht.

Die kleine Gräfin küßte ihr zärtlich den Hals, während Maria nachdenklich sprach:

„Ich wollte, ich wäre häßlich . . . ganz häßlich . . .“

„Aber Deine Schönheit gewinnt Dir doch viele Herzen! Ich weiß nicht, ob ich Dich so lieb gewonnen hätte, wenn Du nicht so schön wärest, Maria! . . .“

„Nur Neider hat man, wenn man hübsch ist, Neider, Neider . . . ach . . . Das ist einem nur im Wege . . . Häßlich möchte ich sein . . .“

Wie sie das sagte, überrang sie plötzlich das Gefühl, wie sie doch eigentlich niemand auf der Welt hatte. Deutlicher denn je, da sie doch früher mit dem Glanz des Reichthums und des äußeren Lebens zufrieden gewesen, ward ihr klar, wie ihr Herz nie teilgenommen an irgend etwas, als nur an ihm. Eine furchtbare Angst überfiel sie, daß ihr das Einzige geraubt werden sollte, das jetzt wo ihr die Augen aufgegangen, noch ihr Dasein erhellte: seine Liebe und die Erlaubnis, ihn zu lieben, mit allen Fiebern und Nerven, mit aller Gewalt ihrer Seele. Ihre Brust hob sich, sie atmete heftig und eine Minute verrann, während der keine der Freundinnen sprach.

Die kleine Gräfin sah den Kampf in Marias Brust. An eine Leidenschaft hatte sie nicht geglaubt, nur für ein Spiel hatte sie es bisher gehalten, das vielleicht einmal ernst werden könnte, doch nicht notwendigerweise. Im stillen hatte sie sich manchmal gefragt, wie es nur möglich sei, daß die Freundin so kalt und unberührt an der Seite ihres Mannes dahinleben könnte, denn sie selbst brauchte Zuneigung, Liebe und Sonnenschein, wie ihr Mann es ihr bot, sonst wäre auch ihr helles Lachen erstarben. Als sie einmal mit Kurt Selbstott darüber gesprochen, hatte der ihr gesagt: Maria da Caza bedarf dessen vielleicht nicht, mein lieber Schatz! Die Menschen sind halt verschieden angelegt!

Nun fühlte sie Marias Erregung, und sie fragte mit einem Mal, indem sie ängstlich ihre Hand hielt:

„Liebst Du ihn denn?“

Groß richtete Maria da Caza die Augen auf sie, leuchtend mit einem Ausdruck, wie sie ihn nie gesehen, und gestand:

„Ja! Ja! Ich liebe ihn! Ich liebe ihn bis . . . bis zum Wahnsinn! Wie ich Dir's ausdrücken soll, weiß ich nicht. Ich kann Dir nur sagen, daß ich unglücklich bin, wenn ich an ihn denke. Sagt von ihm nur alles, was ihr wollt, das ist mir ganz gleich! Ich liebe ihn eben, und damit ist alles aus. Ich liebe, liebe, liebe, liebe ihn. Ich kann nicht anders, ich muß ihn lieben und ich will ihn lieben. Und alles, warum und wozu ist mir ganz gleich: ich liebe ihn!“

Sie hatte immer erregter, leidenschaftlicher gesprochen. Fliegende Röthe bedeckte ihre Wangen, ihre Lippen zuckten, die Finger schlossen sich um der kleinen Gräfin Hand. und plötzlich brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Ihre Brust hob sich zuckend, sie lehnte den Kopf gegen die Schulter der Freundin und weinte.

Es war ganz still im Zimmer, man hörte nur ab und zu einmal unten auf dem Asphalt der Straße einen Wagen vorbeiröllen. Da klang plötzlich vom Kinderzimmer drüben durch die Türen hindurch helles Kinderlachen, so herzlich, so fröhlich, daß unwillkürlich ein Lächeln über die Züge der jungen Mutter flog.

Maria da Caza horchte auf. Schmerzlichen Ausdruck nahm ihr Gesicht an, während sie nun wieder ganz gefaßt traurig sprach:

„Siehst Du, wenn ich das hätte. Das könnte mich ja vielleicht entschädigen . . .“

Sie lauschte noch einmal auf das Kinderlachen, wehmütig, ergeben:

„Ja, wenn ich das hätte. Aber so? Was hat das Leben so für einen Zweck? Mein Mann ist mir gänzlich gleichgültig. Das weißt Du! Er kümmert sich auch nur um mich, so weit es gesellig nötig ist. Früher machte es mir Freude, wenn man mich schön fand, wenn ich tanzen konnte, mehr als alle anderen. Mir machten die Toilettenfragen Not, Sorge und

Spaß. Ich dachte daran, unsere Villa auszubauen, alles schön herzurichten. Aber das ist doch nichts, was das Herz ausfüllt . . .“

Die kleine Gräfin blickte ihre Freundin traurig an. Sie wollte sagen, sie hätte sich doch interessieren können für die Künste, für Bilder oder Statuen, für Dichtung, für das Theater. Sie wußte, daß sie sehr gut Klavier spielte und Musik liebte. Das hätte sie eifriger treiben können, sich ganz darauf werfen. Aber wie sie das nur andeutete, machte Maria da Caza eine abwehrende Bewegung:

„Dilettendismus wird auch langweilig auf die Länge. Das genügt mir nicht. Ich bin nicht erzogen, um das alles ernst und tief genug zu fassen, das weiß ich ganz genau. Ueber ein Gewisses käme ich doch nie hinaus. Und dies Festleben mit Rennen, Bällen, Tees, Basaren, Reiten, Tennis, Ausfahrten, Bummeln, Bäderbesuchen, Theatergehen . . . ach . . . all das Zeug, für das ich nur gelebt habe . . . das hat mir nicht Zeit gelassen, auch wenn ich Talent genug hätte — und ich habe es gar nicht — eine Kunst wirklich ernst zu nehmen!“

Sie hielt inne und blies verächtlich die Luft durch die Lippen:

„Zu Katzen und Hunden bin ich noch nicht gekommen, das blieb mir noch übrig, aber Katzen kann ich nicht leiden und Hunde duldet mein Mann nur im Stalle, aber nicht im Zimmer.“

Maria da Casa ließ Gräfin Selbstottens Hand los, sprang auf und ging ein paarmal hastig auf und nieder, dann blieb sie stehen und wandte sich zur kleinen Freundin, die noch immer neben dem Stuhle kauerte, bekümmert und traurig vor sich auf den Teppich blickend:

„Siehst Du und nun habe ich etwas, einen Menschen, für den ich leben kann! Nun ist alles anders! Denn ich liebe ihn . . . mit aller Kraft meiner Seele . . . ich müßte sterben ohne ihn . . . ich liebe ihn . . . — — ich liebe ihn!“

Strahlenden Auges stand sie da, hoch aufgerichtet, die eine Hand auf die Brust gepreßt, die andere mit einer Gebärde von sich gestreckt, als wollte sie sagen: Das ist alles, nun bin ich fertig, und so ist es — unabänderlich!

Die kleine Frau näherte sich langsam ihrer Freundin, umschlang sie mit beiden Armen und fragte ängstlich:

„Was soll nun werden, Maria?“

Es war, als ob Maria da Caza wie aus einem Traum erwache:

„Was werden soll?“

„Ja, was wirst Du tun?“

„Das weiß ich noch nicht.“

Als die kleine Frau noch einmal fragte, antwortete Maria da Caza nur mit einem tiefen, freudigen Seufzer:

„Einmal will ich endlich glücklich sein!“

Die junge Mutter entgegnete voller Angst:

„Das darfst Du nicht, Maria!“

„Wer will mir's verbieten?“

„Vor Deinem Manne darfst Du's nicht!“

Da begriff sie, zog ihre Freundin eng an sich, strich ihr das Haar und sprach langsam:

„Nur glücklich sein will ich. Ich will ihn nur sehen, mit ihm sprechen, das ist alles. Mehr will ich nicht. Du brauchst keine Angst um mich zu haben!“

Dann trennten sie sich hastig, nachdem Gräfin Selbstottens Maria da Casas Hand gedrückt, als ob sie ihr ein Versprechen abnähme.

IX.

Den warmen Tagen war über Nacht dichter Schneefall gefolgt und kurz darauf bittere Kälte. Eisig blies der Wind die Tiergartenstraße entlang und fegte den Schnee in Haufen zusammen.



Herr da Caza, der erst zur Eröffnung der Rennsaison in Berlin zu sein brauchte, schlug seiner Frau vor, bei diesem erneuten Ansturm des Winters die Flucht zu ergreifen und ein paar Wochen, wie sie es gewöhnlich taten, an der Riviera zuzubringen. Sonst war sie immer sehr gern mit nach Nizza gegangen, schon weil sie auf der Hin- oder Rückreise Paris zu berühren pflegten, wo Maria da Caza bei der Schneiderin zu tun hatte. Diesmal sagte sie nur gleichgültig und gelangweilt:

„Wozu? Es ist ja doch immer dasselbe. Das kenne ich ja alles schon auswendig!“

Er blickte sie von der Seite an:

„Gut. Warum sollten wir nicht etwas Neues machen! Gehen wir doch nach Florenz oder Rom!“

„Um zu frieren.“

„Nach Aegypten ist keine Zeit, denn zur Eröffnung der Saison muß ich zurück sein, womöglich will ich überhaupt noch ein paar Rennen in England sehen. Vielleicht kaufe ich noch was!“

Maria da Caza zuckte die Achseln und er sagte sofort empfindlich, denn wenn er sonst auch seine Frau alles tun ließ, was sie wollte, sobald er sich in seiner Rennpassion auch nur im mindesten bedroht glaubte, wurde er unangenehm:

„Die Rennen sind mein Beruf, mein Ehrgeiz, mein Vergnügen. Die gehen vor, das weißt Du. Also willst Du reisen?“

„Nein.“

Da er sich in diesen Tagen in Berlin langweilte, so sprach er ärgerlich:

„Gut, so reise ich allein!“

Herr da Caza zog sich in sein Zimmer zurück, um seine Sportblätter zu lesen. Maria blickte seiner schlanken, eleganten, immer tadellos gekleideten Gestalt nach und an seiner Stelle stieg ihr unwillkürlich Stassingks Bild auf. Von hinten sahen sie sich in der Figur ähnlich, nur die verschiedene Haarfarbe gab ihnen etwas, daß man sie sofort unterschied. Und ihr kam die Frage, warum der Geliebte nicht hier sein könnte, in diesen Räumen, statt des anderen, für den ihr Herz längst erstorben war. In diesem Augenblick dachte sie zum erstenmal daran, wie es sein würde, wenn er ihr Mann wäre und nicht jener.

Der kleinen Freundin hatte sie auf ihre ängstliche Frage, was nun werden solle, geantwortet, sie wisse es noch nicht. Schon diese Ueberlegung war ihr peinlich, als schöbe sich etwas zwischen Stassingk und sie, wenn sie daran dächte. Sie meinte, es sähe wie Selbstsucht aus, wenn sie danach drängte, eine Lösung zu wünschen. — Er mußte darauf kommen, er mußte es ihr vorschlagen. Niemals hätte sie es über die Lippen gebracht. Wie eine Unzartheit, beinahe wie eine Erniedrigung wäre es ihr vorgekommen, die Frage anzudeuten, was werden sollte zwischen ihnen beiden. — Maria da Caza dachte, es müsse ganz von selbst kommen, daß sie sich eines Tages von ihrem Manne trennte, um dem ganz anzugehören, den sie liebte und der sie liebte. — Wann — das war ja so gleichgültig. Es würde sich alles finden. Jetzt wollte sie nichts als glücklich sein.

Auch Stassingk war glücklich. Er meinte zu ihr ganz anders zu stehen, wie zu allen den anderen Frauen, für die einmal sein Herz geschlagen. Tiefe Wunden hatte er nie davongetragen, denn er war zu schnell und leicht entflammt, als daß seine Zuneigung hätte für die Dauer sein können, aber Maria da Caza liebte er.

Seit dem Herbst dachte er nur an sie. Die übrigen waren ihm gleichgültig: er wechselte wohl noch seine stehenden Redensarten mit ihnen, denn er konnte mit Damen nicht anders reden, als immer in halber Uebertreibung, in Liebenswürdigkeiten-sagen, in Artigkeiten-austeilen, aber immer kehrten doch seine Gedanken zu ihr zurück. Und ein Irrtum

seines Gefühles war es nicht, denn das hielt nun schon an seit Monaten, ohne daß es nachließ.

Den Abend nach Carmen war er zum ersten Male wieder zum Herzog von Ortenburg gegangen, wo er die Prinzessin Löwengård fand. Sie war glücklich, denn er sprach wieder mit ihr, wie früher. Ganz von selbst war er in den Ton geraten, ohne zu glauben, ihr Entgegenkommen zu zeigen, oder gar an Maria da Caza ein Unrecht zu tun. Als ob es verabredet worden, wurde bei Ortenburgs mit keinem Worte der Begegnung im Theater Erwähnung getan.

„Sie haben sich sehr selten gemacht, lieber Graf!“ sagte die Herzogin beim Abschied und ihn beschlich eine leichte Verlegenheit, die er sonst nicht kannte, als er entgegnete: „Ich werde versuchen es wieder gut zu machen, Durchlaucht!“

Ein paar Tage darauf traf er unter den Linden Ortenburgs, doch ohne die Prinzessin Löwengård. Sie hatten im Hotel Bristol dem nach Paris durchreisenden Großfürstenpaar Fedor Nicolawitsch einen Besuch abgestattet und hielten ihn an, als sie eben in ihr Coupé einsteigen wollten, um ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

Gerade in diesem Augenblick kam Maria da Caza mit ihrem Manne vorüber. Sie, die fast nie mit ihm in die Stadt ging, ärgerte sich, daß sie sich gerade jetzt begegnen mußten.

Stassingks Gruß war wie immer lächelnd, fröhlich, herzlich, Maria grüßte, als sähe sie irgend einen Bekannten, und nur ein kurzer Blick schoß aus ihren dunklen Augen zu ihm hinüber. Sie fühlte, wie ihr das Blut ins Herz stieg, und schritt etwas schneller. Herr da Caza aber, der mit dem jungen Diplomaten noch intimer tat als früher, seitdem er gehört, daß seine Mutter „aus dem Hause der regierenden Herzöge und Grafen von Hof und Marienreuth“ stammte, lüftete familiär seinen Hut und winkte dann noch eine Weile mit der Hand.

„Eine schöne Erscheinung, diese Frau da Caza!“ sagte der Herzog, indem er der Gestalt Marias nachblickte. Seine Frau wollte ablenken, da sie fühlte, wie unangenehm Stassingk diese Erwähnung war:

„Er ist wohl weniger . . .“

Der junge Diplomat tat, als verstünde er nicht sofort:

„Herr da Caza, Durchlaucht?“

„Jawohl.“

„O nein . . . ich wenigstens kann nur sagen, er ist sehr nett. Ein tadelloser Mann. Absolut Gentleman. Und das Cazasche Haus ist ganz vorzüglich gehalten. Es ist sehr comme il faut dort. Man trifft immer sehr angenehme Gesellschaft.“

Der Herzog von Ortenburg hörte schweigend zu. Er schloß die Unterhaltung ab mit einem:

„Sie scheint es gut zu verstehen, alles einzurichten. Sehr chic ist diese Frau allerdings und eine Schönheit dazu . . . ja . . . ja . . . nun leben Sie wohl, lieber Stassingk . . .“

Damit stiegen sie ein und rollten davon.

Als sie die weiterschrittenen Cazas überholten, sagte Maria da Caza unmutig:

„Ich kann diese Ortenburgs nicht leiden!“

„Warum?“ fragte ihr Mann halb erstaunt, halb gleichgültig, weil er das Gangwerk der herzoglichen Pferde musterte, das ihm wichtiger schien, als die Besitzer, da er zu seinem Kummer keine Möglichkeit sah, ihre Bekanntschaft zu machen. Mit einem Herzoge hätte er gern sein Haus geschmückt. Seine Frau konnte ihre Abneigung nicht begründen:

„Ich mag sie nicht!“

„So, so . . . das Sattelpferd scheint übrigens eine Idee größer zu sein . . . aber es hat mehr Aufsatz, das könnte täuschen. . . . Ich muß sagen . . . was ich so gehört

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jähr. Frin 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. oha Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. **L. Schlesinger, Berlin, 18.**

habe . . . der Herzog gilt für sehr artig . . . und sie soll sehr bescheiden und nett sein . . . Leider ist er in keiner Kommission, auch nicht im Repräsentantenausschuß, sonst würde ich mich ihm haben vorstellen lassen. Aber ich habe schon daran gedacht, ob uns Stassingk die Bekanntschaft nicht vermittelte, und wenn das nicht ist, vielleicht die Prinzessin Löwengard . . .“

Er konnte den Satz nicht beenden. Maria da Caza sagte erregt:

„Nein, das will ich nicht!“

„Warum denn nicht?“

Sie erklärte ihm, daß beim Lindstedtschen Balle die Prinzessin, obwohl sie doch junges Mädchen sei, sich ihr nicht genähert habe. Herr da Caza, der sich der Prinzessin hatte vorstellen lassen und sie sehr liebenswürdig und unterhaltend gefunden, war der Ansicht, Maria habe den ersten Schritt tun müssen und ärgerte sich ein wenig über seine Frau.

„Ich kenne sie nicht, und ich werde sie nicht kennen lernen!“ antwortete nur Maria da Caza kurz, doch ihr Mann war zerstreut. Immer dachte er daran, seine Kreise zu erweitern, seine gesellschaftliche Stellung noch zu verbessern. Der Ehrgeiz, der hinter seinem ruhigen, korrekten Wesen sich verbarg, arbeitete und wühlte in ihm und er sagte nachdenklich, fast im Selbstgespräch, so daß nun ihrerseits Maria tat, als habe er in die Luft gesprochen:

Es würde mir lieb sein, wenn Du das nächste Mal, wo wir — etwa bei Lindstedts — mit Prinzessin Löwengard zusammentreffen, das wieder gut machen wolltest.

Es traf sich wie gerufen, daß sie, als sie nach Hause kamen, noch auf der Treppe den Regierungsrat fanden:

„Nein, meine gnädigste Frau, wie mich das freut, ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben . . . ich wollte Sie nämlich einladen. Die stille Zeit geht nun bald los. Da habe ich mir ausgedacht, meiner kleinen Frau doch wenigstens etwas diesen Winter noch zu bieten! Ja, was denn? hieß es nun. Die Herrschaften sind alle tanzauße, Bälle ziehen nicht mehr, Diners sind nichts Besonderes, nebenbei sind wir ja alle so sachte karlsbadreif geworden, so daß nur wenige noch ein längeres, größeres, gutes Diner leisten . . . also Schlittenpartie . . . ist wenig beliebt wegen der Kälte jetzt, vielleicht Tauwetter morgen . . . genug was? Nun raten Sie mal!“

„Sie lassen Theater spielen!“ sagte Herr da Caza.

„Nein, lieber Freund! Nein, nein!“ Liebeserklärungen dürfen bei mir nicht gemacht werden! antwortete der Regierungsrat und zog ein ganz ernsthaftes Gesicht, wobei ihm jedoch aus alter Gewohnheit das eine Augenlid blinzeln zu fiel.

Maria da Caza war ungeduldig geworden. Sie riet auf Geratewohl, um nur der Sache bald ein Ende zu machen:

„Lebende Bilder!“

Herr von Lindstedt schien erstaunt.

„Sie wissen, gnädige Frau?“

„Es bleibt doch kaum etwas anderes übrig!“

„Allerdings! Neu ist's ja nicht!“ Aber gibt's in unserer Welt überhaupt noch etwas Neues? Ich denke nein, meine gnädigste Frau! Es kommt auch nicht auf das was an! Nur auf das wie, meine verehrteste, gnädigste Frau! Zum Theater ist nicht mehr genug Zeit! Lebende Bilder nehmen nicht zu viel Zeit in Anspruch. Na und nun kommt eine Hauptfrage: ich kann doch auf Sie rechnen, denn Sie sind zu mehreren

der Hauptgestalten vorgesehen!

Maria da Caza zögerte noch einen Augenblick, doch als der Regierungsrat wie ganz nebenbei sagte, Graf Stassingk werde auch beteiligt sein und ebenso die Prinzessin Löwengard-Espenburg, da war sie sofort entschlossen. Herr da Caza sagte gleichfalls zu:

„Ich wollte eigentlich an die Riviera, aber meine Frau mochte das nicht mit. Da bleibe ich am Ende hier.“

„Sie kriegen auch eine Rolle! Eine erster Klasse!“ versicherte Herr von Lindstedt als Belohnung. Dann erzählte er noch, wen er auffordern würde, daß Professor Charrier und Peter Stöckl die Bilder stellen mußten und daß er beabsichtige, das Ganze als Charade einzurichten; man sollte aus den jedesmaligen Anfangsbuchstaben der einzelnen Bilder ein Wort raten, das zugleich das letzte Bild bezeichnete. Er habe sich „ganz Großartiges“ ausgedacht. Um die Sache zu erschweren, würde mit dem letzten Buchstaben begonnen werden. Er schloß:

„Das ganze Wort sollen Sie dann darstellen, meine gnädigste Frau!“

Nun war sie gespannt:

„Ich?“

„Nur Sie können es, gnädigste Frau!“

„Wie heißt das Wort?“

Er tat zuerst noch ein wenig geheimnisvoll, dann ließ er sich das feierliche Versprechen geben, gegen niemand eine Silbe davon zu erwähnen, als nur gegen die Mitwirkenden, und buchstabierte, von rückwärts beginnend, wie die Bilder gestellt werden sollten:

„N E M R A C gleich Carmen!“

Wie im Blitz dachte sie an den Abend in der Oper und das Carmenlied erklang ihr in den Ohren. Die Carmen sollte sie sein! Ihre dunkle Schönheit war dazu wie geschaffen! In Gedanken überflog sie schon ihren Schmuck: sie besaß einen spanischen Kamm und sie dachte an das Kostüm, das sie sich machen lassen würde. Da hörte sie den Regierungsrat sagen:

„Wissen Sie, was das M bedeuten soll?“

„Maria Stuart.“

„Wer ist die Maria?“ fragte Herr da Caza, der fürchtete, einer anderen möchte etwa eine glänzendere Rolle zugeteilt sein, als seiner Frau. Herr von Lindstedt verneigte sich wie anbetend vor Maria da Caza und predigte überschwänglich:

„Maria Stuart galt für die schönste Frau ihrer Zeit. Es gibt nur eine Maria Stuart in Berlin! Was sage ich, in Deutschland! In Europa! Auf der Welt! Im Sternerraum? Nur eine, die es wagen darf, die unglückliche, schönste Königin zu versinnbildlichen: Maria da Caza!“

Darauf lachte er, meckerte, kicherte, verbeugte sich, zwinkerte mit den Augen und fügte hinzu:

„Meine allergnädigste Frau, Sie dürfen nicht böse sein, wenn ich einfach so sans façon sage: Maria da Caza. Aber sagen sie selbst, würden Sie sagen: Ihre Majestät die Königin Maria von Schottland? Nein, Sie sagen: Maria Stuart. Also — nun so sage ich: Maria da Caza!“

Den ganzen Abend sann Maria da Caza nach über die lebenden Bilder. Sie erblickte sich als schottische Maria mit der Krone im Haar, im puffigen, faltigen Trauergewande der Zeit mit hohem Kragen, vor dem Gang zum Schafott und dann als Carmen, gebunden an beiden Händen und wieder bei Pastia di Seguevilla tanzend. Zuletzt vor der Arena.

Immer war sie schön, aber nur schön für einen. Immer kehrten ihre Gedanken zu der Frage zurück, wer ihr Partner sein würde bei den lebenden Bildern.

Es mußte Stassingk sein.

X.

Zu einer Vorbesprechung waren die Hauptmitwirkenden zu Lindstedts gebeten worden. Man mußte sich über die

meisten Buchstaben des Wortes Carmen erst noch einigen, das M als Maria Stuart, das C als Carmen stand fest. Dem Regierungsrat war öfters gesagt worden, er sähe mit seiner kurzen, gedrunghenen Figur, dem gelichteten Haupthaar und dem runden Kopf Napoleon dem Ersten ähnlich. So war er entschlossen, diesen Zufall zu benutzen, um so mehr, da für das N bisher nur Vorschläge gemacht worden, die wie Nepomuk nicht gingen oder wie Nasenstüber den Stil der übrigen beeinträchtigt hätten.

„Wie denken Sie sich Napoleon?“ fragte Graf Stassingk, der die Oberleitung haben und nur den Künstlern die Bilder selbst überlassen sollte. Der Regierungsrat wußte es nicht. Professor Charrier dachte an das bekannte Bild im Leipziger Museum. Aber er gab seiner Meinung nicht ernstlich Ausdruck, denn ihm war der gesellschaftliche Teil bei diesen lebenden Bildern die Hauptsache. Am liebsten hätte er alles Peter Stöckl überlassen, doch dieser war nicht erschienen. So schlug denn einer ein Meissonniersches Bild vor, einige Dutzende von Pferden darauf, so daß ihn allgemeine Heiterkeit belohnte. Herr von Lindstedt wünschte auf einem Piedestal zu stehen mit unterschlagenen Armen in einsamer Größe.

„Unten und oben Wolken, aus denen Blitze flammen!“ meinte spöttisch Rittmeister Hendrich, und Graf Selbotten riet ernsthaft:

„Warum nehmen Sie ihn nicht als halbverhungertes Sous-Leutnant?“

„Meine Taille! Das ist doch unmöglich, lieber Graf!“ jammerte Herr von Lindstedt. Dann schlug der kleine Remer, immer nur mit dem Gedanken beim Reiten, vor, den Schlachtenkaiser zu Pferde darzustellen, wie er durch das Fernrohr den Gang der Schlacht verfolgt, aber das Pferd erregte wiederum Anstoß, und Herr von Nyvenström, dem man solche Spitze gar nicht zutraute, fragte leise:

„Kann unser Napoleon denn reiten?“

Allgemeines Gelächter ertönte. Eine Viertelstunde lang ward zu allgemeiner Heiterkeit die Frage hin und her gewendet, ob ein Pferd in den Saal gebracht werden könne, ob es ruhig stehen würde, wie man die Hufe unwickeln müsse, damit es keinen Lärm mache, welche Farbe Napoleon gewöhnlich bevorzugt habe, welche Rasse.

Da stand Stassingk auf und schlich sich zu den Damen hinüber, die im Zimmer der Frau von Lindstedt auf das Ergebnis der Debatte warteten.

„Sind Sie fertig?“ fragte die kleine Gräfin.

„Wir haben noch gar nicht angefangen. Bis jetzt wird die Frage erörtert, ob man ein Pferd in den Saal bringen kann, und das dürfte wohl noch eine Weile dauern. Inzwischen wollte ich doch einmal sehen, was die Damen machen!“

Maria da Caza wartete, wohin er sich wohl setzen würde. Er warf ihr einen Blick zu, aber da sie ein Stück von ihm entfernt war, konnte er nicht sofort auf sie zugehen. Und nun beobachtete sie ihn fortwährend, wie er mit dieser und sprach, sich hier und dorthin neigte.

Es war ein fortwährendes Hin und Her: junge Mädchen, die zu den Bildern in Aussicht genommen waren, ließen sich vorstellen, und Maria da Caza mußte ihnen ein paar gleichgültige Worte sagen, während ihre Gedanken sich drüben bei Stassingk befanden.

Da trat Prinzessin Löwengard ein. Frau von Lindstedt ging ihr entgegen, und es traf sich zufällig, daß sie sich einen Moment darauf neben Maria da Caza befanden. Wie nun die beiden sich etwas steif gegenüber standen, bemerkte Frau von Lindstedt, daß sie sich offenbar nicht kannten, und nannte mit ein paar verlegenen Redensarten die Namen.

Die Prinzessin sagte sofort mit großer Sicherheit:

„Wir haben uns schon öfters gesehen, wenn auch nur aus der Entfernung . . .“

Maria da Caza legte ihren schönen Kopf zurück, sie wollte etwas Scharfes entgegnen, doch Stassingk hatte sie ange-

blickt, und ihr war, als hätte etwas wie eine Bitte darin gelegen. Sie bezwang sich. Ihr Ausdruck ward freundlicher und sie sagte:

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Prinzessin Löwengard zögerte eine Sekunde, dann streckte sie Maria die Hand entgegen:

„Ich muß Ihnen ein Unrecht abbitten?“

„Mir?“

„Auf dem Ball hier, diesen Winter habe ich mich Ihnen nicht genähert!“

Zuerst wollte Maria da Caza tun, als ob ihr das nicht aufgefallen, dann traten ihr die Worte auf die Lippen, sie sei die Jüngere und hätte infolgedessen den ersten Schritt tun sollen, doch sie kämpfte die kleinliche Spitze nieder, die darin gelegen hätte, dem Mädchen fühlbar zu machen, daß es älter sei als sie, die Frau:

„Ich hätte sollen — es ist meine Schuld.“

Ihre Hände ruhten einen Augenblick ineinander. Stassingk, der sich bis zu ihnen durchgearbeitet, begann mit beiden zu sprechen. Aber er redete nur allgemeine Dinge und wußte die Worte so zu wenden, daß er nichts berührte, was einer der beiden hätte unangenehm sein können.

Der Regierungsrat ließ Stassingk zur Beratung zurückrufen, die ihrem Ende zuging:

„Immer wenn man sich am besten unterhält, muß man fort! Ich bleibe tausendmal lieber hier!“ sagte der junge Diplomat, jede von beiden Damen in der Ueberzeugung zurücklassend, daß seine Worte doch mehr ihr geglolten als der andern. Maria da Caza glaubte einen Blick von ihm aufzufangen zu haben, der etwas bedeutete wie ein Achselzucken über die Prinzessin. Jener ward ein leiser Hoffnungsschimmer von neuem im Herzen entfacht.

Stassingk aber freute sich, das Peinliche der Lage so gut überwunden zu haben.

Der Regierungsrat teilte ihm mit, die Herren hätten sich bereits über das R schlüssig gemacht als Rennende. Das „wie“ würde Peter Stöckl übertragen werden. Nun fehlte bloß noch E und A.

„Einsamkeit schlug jemand vor, und Rittmeister Hendrich fand sofort die Darstellung:“

„Ein leerer Rahmen.“

Herr da Caza, der bis dahin geschwiegen, hatte einen Gedanken:

„Engel.“ Wir lassen eine Dame oder mehrere als Engel auftreten.

„Oben die eine Charrier, unten die andere. Die ergänzen sich!“ flüsterte der Regierungsrat dem nächststehenden Herrn zu, weil es ihm unmöglich war, einen Witz, der ihm gekommen, zu unterdrücken, und wenn er ihm auch die größten Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Professor Charrier hatte es gehört. Er war nicht gekränkt, sondern sagte ganz ruhig beistimmend:

— „Ich habe öfters meine Töchter gemeinsam so auf ein Bild gebracht. Aber vielleicht wäre Ihre Durchlaucht die Prinzessin Löwengard passend als Engel! Sie ist zwar etwas stark, aber im faltigen Büßergewande mit großen Flügeln fällt es nicht auf, und sie hat einen schönen Kopf mit blondem Haar und hübsche Hände. Die sind würdig, gezeigt zu werden: wenn sie gefaltet sind, wird man besonders auf sie aufmerksam.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Es fehlte nur noch das A, und darüber begann von neuem eine so erregte Auseinandersetzung, daß sich Stassingk wieder stillschweigend davonschlich.

Maria da Caza hatte ihn kommen sehen und war ihm in ein kleines Nebenzimmer entgegengegangen. Er zog ihre Hand an die Lippen, ohne daß es jemand bemerkte:

— „Ich mußte doch auch mit der Prinzessin sprechen!“

— „Nun ja, und?“

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

la. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertigmischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinhelzfabrik

„Fama“ G. m. b. H., Hannover.

— „Ich fürchtete, Sie wären böse, gnädige Frau.“

— „Warum?“

— „Weil man Ihnen über die Prinzessin und über mich allerlei gesagt hat!“

— „Das ist vergessen!“

— „Nie gewesen ist es!“

Maria da Caza blickte ihm forschend in die Augen, so daß er verlegen fragte, ob sie ihm nicht glaube. Sie antwortete nur hastig und eindringlich:

— „Wie finden Sie die Prinzessin?“

Er wußte nichts hartes zu erwidern, da sie auch für kurze Zeit einmal sein Herz tiefer verwundet, aber dann meinte er wieder, Maria würde eifersüchtig sein, wenn sein Urteil zu günstig ausfiel, und von selbst kamen ihm die Worte, die doch der Wahrheit entsprachen:

— „Sie war einmal sehr hübsch. Jetzt ist sie etwas zu stark geworden!“

Da überfiel Maria da Caza plötzlich quälend die Eifersucht. Sein Ton war ihr nicht entschieden genug gewesen, und sie zischte mit einem bitteren, schmerzlichen Zug um den Mund, indem sie ihn ganz von selbst zum ersten Male beim Vornamen nannte:

— „Ernst . . . liebten Sie einmal die Prinzessin?“

— „Niemals, Maria!“ — antwortete er mit gutem Gewissen. Sie nahmen beide einen ruhigen Ausdruck an, denn ein paar Damen waren eingetreten. Stassingk wandte sich sofort zu ihnen und erzählte, sie würden Flügel bekommen, um als Engel durch den Saal zu fliegen. Nun wollten alle Näheres wissen und er sah sich bald von lauter jungen Mädchen umdrängt, die er nach allen Seiten als Engel begrüßte:

— „Gnädigste Engel! Ihnen wird ja die Verwandlung gar nicht schwer. Sie sind ja alle Engel. Klappen Sie nur, bitte, ja ihre Flügel auseinander!“

Maria da Caza mußte lächeln, als sie die Schar ihm umringen sah. Es war so harmlos und dennoch gefiel es ihr nicht. Er brauchte nicht so mit allen zu scherzen und Geschichten zu erzählen.

Die Herren kamen herein. Man hatte sich über das A nicht einigen können und wollte es vor der Hand auslassen. Es würde sich schon finden. Als der Regierungsrat Stassingk sah, tat er sehr böse, daß er nicht mit an der Beratung teilgenommen hätte:

„Ja, wenn solche Köpfe feiern!“

Dann zog er ihn jedoch beiseite, ihm zuraunend:

„Im Buchstaben-Bilde Maria Stuart sollen Sie der Lord Leicester sein. Uebrigens hätte ich ein gutes Bild gewußt: Caza als Wotan oder Polyphem. Nur brauchen wir leider kein W oder P, sondern A.“

Stassingk konnte es nicht leiden, wenn jemand über ein körperliches Gebrechen witzelte, und sagte ziemlich scharf:

„Sie haben wirklich eine . . . eine gottlose Zunge!“

Dann begannen endlose Auseinandersetzungen mit den Damen über die Kostüme, die sie sich beschaffen sollten.

Es bildeten sich Gruppen derer, die in einem Bilde zusammen standen und sich eifersüchtig, daß andere nichts von den Plänen hören möchten, in den Ecken versammelten. Endlich kam man überein, der nahenden stillen Woche halber, um die Sache zu beschleunigen, die einzelnen Bilder im Hause irgend eines der dabei Mitwirkenden zu versuchen und nur die Generalprobe bei Lindstedts stattfinden zu lassen.

Das N blieb beim Regierungsrat, das A sollte bei Charriers sein, das E bei einer Baronin Lennen, einer hübschen Witwe in der Mitte der Dreißiger, von der man sagte, Herr von Lindstedt sei einmal fast mit ihr verlobt gewesen, sie habe sich jedoch im entscheidenden Augenblick nicht entschließen können. Das R übernahmen Selbstens vorzubereiten, trotz des geringen Raumes, den sie zur Verfügung hatten, und die Buchstaben M und C fielen von selbst Caza zu, weil Maria da Caza die Hauptfigur stellte.

Als sich die Gesellschaft trennen wollte, erschien noch Peter Stöckl. Herr da Caza fragte ihn, wie er sich Maria Stuart und Carmen denke und wie viel Personen dazu erforderlich wären. Der junge Maler sann einen Augenblick nach, dann sagte er lächelnd:

„Ich brauche für die Maria nur einen Leicester, für die Carmen nur einen José! Viel Personen in einem lebenden Bild wirken immer schlecht. Die Luft fehlt!“

„Der Leicester ist schon bestimmt Graf Stassingk, und den José kann, denke ich, Stassingk auch übernehmen, denn die anderen Herren haben gebeten, nur als Chor verwendet zu werden!“

Der Maler nickte. Er fragte, ob Herr da Caza nicht vielleicht den José stellen wolle, doch jener meinte korrekt wie immer:

„Lieber nicht. Mann und Frau als Hauptpersonen? Das macht sich nicht gut, als ob man das Beste für sich genommen hätte! Und — mir fällt eben ein, daß ich auf dem Rennbilde sein soll, das Charrier bei Selbstens stellt. Das genügt mir . . .“

Darauf verabredeten sie, daß die Beteiligten um sieben Uhr in der Villa Caza essen sollten. Nach Tisch würde die erste Probe sein.

Aber als nach dem Diner bei Caza Peter Stöckl eben beginnen wollte, auseinanderzusetzen, wie er sich die beiden Bilder dächte — wurde Herr da Caza abgerufen. Gräfin Selbstens schickte herüber, er möchte augenblicklich zum Rennbilde kommen. Er empfahl sich:

„Sehen Sie — ich sagte es doch! Meine Frau muß Ihnen also die Honneurs machen!“

Nun war Maria da Caza allein mit Stassingk und dem jungen Maler. Sie fürchtete, das Bild möchte so gestellt werden, daß Leicester etwa vor ihr ein Knie beugen solle, ihr seine Liebe zu gestehen. An die Zuschauer dachte sie dabei nicht, nur an die kleine Freundin, deren forschende Augen sie schon in Gedanken auf ihrem Antlitz brennen fühlte. Aber Peter Stöckl wollte nichts Konventionelles:

„Also, gnädige Frau, darf ich nun meine Idee sagen — ich möchte nicht etwa Akt X, Szene Y geben, sondern ohne Anlehnung an das Stück eine freierfundene Szene, die trotzdem in die Maria Stuart paßt u. vor allen Dingen besonders für die Maria Stuart geeignet ist. Ich will tiefer gehen. Nicht bloß eine Szene stellen. Wenn es Sie nicht langweilt, muß ich ein bißchen ausholen dazu! . . .“

Maria da Caza, die den jungen Maler nur immer als schweigsamen, in sich gekehrten Menschen kannte und ihn im stillen ein wenig langweilig gefunden, war ganz erstaunt, ihn so reden zu hören mit blitzenden Augen, die nichts Körperliches vor sich schufen, die in der Luft das zu sehen schienen, was seine Phantasie beschäftigte. Sie blickte Stassingk an. Er schien zu lauschen. Peter Stöckl erklärte:

„Der Hintergrund — mit dem Außerlichen beginne ich — ist mir gleich, den mache ich an Ort und Stelle: Pflanzen, einen matten, ruhigen Teppich . . .“ Kulissen stelle ich nicht, der Ort würde mich stören. Ich sehe nichts als die beiden Figuren. Leicester und José. Beide in Beziehung zu einer Frau, einer blendend schönen Frau: Maria Stuart und Carmen. Der Typus verschieden, das Anziehende, Verführerische, die Männer Berückende, bei beiden gleich. Aber ein Unterschied in ihrer Beziehung zum Manne. José liebt Carmen bis zum Wahnsinn. Sie ist die Kokette, Grausame, Wetterwendische, der böse Dämon im Weib dem Manne gegenüber. Maria dagegen liebt Leicester, aber er ist der Feigling, der Schwache, der sie zwar liebt oder geliebt hat, aber der Höfling ist und Schranze, der es mit der siegenden Partei — der Elisabeth, nicht verderben will. Da ist der Kokette, Grausame, Wetterwendische, der böse Dämon im Manne dem Weibe gegenüber . . . Sie kennen also die Rollen.

Dann hielt der Maler einen Augenblick inne und bat darauf Maria da Caza eine Zigarette zwischen die Finger zu nehmen. Er gab ihr eine leichte Stellung, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, den Körper geneigt, in der Rechten den erhobenen Papyros.

„Nun, gnädige Frau, eine Miene, als bliesen Sie gleichgültig lächelnd den Rauch davon. Dabei streifen Sie Graf Stassingk mit einem halb koketten, halb höhnischen Blick!“

Sie versuchte es, aber er war nicht recht zufrieden, und auch Stassingk, der mit verzehrenden Augen Carmen betrachten sollte und wie flehend die Hände gegen sie streckten, war er nicht ganz einverstanden. Wie aber die Stuartgruppe versucht war: Maria, stolz in königlicher Haltung, Fürstin und doch Weib, Leicester jedoch in gewundener, verlegener Huldigung, da sagte Peter Stöckl rasch:

„Das brauchen wir gar nicht groß zu probieren! Das geht! Sie sind eine Maria Stuart, gnädige Frau, wie ein Maler sie sich nicht besser wünschen könnte. Wenn ich historische Maschinen malte, ich würde darum bitten!“

Er setzte sich in eine Ecke und skizzierte aus dem Kopf einige Stellungen auf dem Papier. Maria da Caza unterhielt sich mit Stassingk. In des Dritten Gegenwart sprachen sie über gleichgültige Dinge: über spanische Kostüme, über das Gewand der Maria Stuart, die hohe Halskrause und Leicesters Hofkleid. Da machte Peter Stöckl, der, wenn ihn etwas in seiner Kunst störte, keine Rücksichten kannte, ungeduldig: — Pst!

Das laute Sprechen gerade über das, was ihn in diesem Augenblick gefangen hielt, was er im Geiste hin und her wendete, störte ihn empfindlich.

Maria da Caza gab Stassingk ein Zeichen, ihr in das Nebenzimmer zu folgen. Leise standen sie auf und gingen in den kleinen Salon.

„Wir stören unsern Künstler!“ sagte sie mit trockener Kehle, weil sie fühlte, daß heute, wo sie fast allein waren und sie sich beim Vornamen genannt, irgend etwas geschehen müsse. Stassingk scherzte in seinem leichten Ton, den sie nicht mochte:

„Oder vielmehr, er stört uns!“

Sie hatte ein leises Gefühl des Unbehagens und strich sich an den schönen, schlanken, bloßen Armen die Armbänder in die Höhe, als wollte sie das Unangenehme abstreifen. Immer zum Diner trug sie ein ausgeschnittenes Kleid, wie ihr Mann, der englische Sitten nachahmte, es verlangte. Es war ihr, als glitte Stassingk's Blick über ihre Schultern, und seine Augen schienen ihr nicht mehr das Lustige, Oberflächliche zu haben, sondern tief und warm zu leuchten, so daß sie gleich wieder für ihn gestimmt war.

Stassingk sagte plötzlich:

„Sie sind heute wieder zu schön, Maria! so schön. so überwältigend schön.“

Aber sie ging auf den Ton nicht ein und antwortete nur:

„Wir werden gleich wieder herein müssen.“

„Jetzt bleiben wir.“

„Er wird uns rufen, nach uns suchen.“

„Nein, Maria, er zeichnet. Ich sehe ihn, und wenn er uns sucht . . . was schadet das . . . und wenn er uns auch findet . . . das ist ja ganz gleich, Maria, ganz, ganz gleich!“

Sie blickten ihm ängstlich fragend an, und in Stassingk stieg plötzlich, wie er sie vor sich stehen sah in strahlender Schönheit, die Leidenschaft empor, daß er ihrer nicht mehr Herr ward. Seine Hände zitterten, die Schläfen pochten, ihm war, als drehte sich alles um ihn, sein Glückstaumel wuchs und wuchs, er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen, und er nahm ihre Hand und bedeckte ihren Arm mit Küssen. — Durch die Portiere hindurch meinte er den Maler, der immer noch ruhig zeichnete, sich bewegen zu sehen. In jähem Gedankengang griff er nach dem kleinen Hebel der elektrischen Leitung und ließ ihn herumschnellen.

Das Licht verlöschte.

Maria da Caza stammelte nur:

„Was . . . warum . . . was machen Sie . . .“

Er aber zog sie an sich und bedeckte Schultern und Hals mit Küssen. Er liebte sie, und es kam ganz ehrlich von seinen Lippen, daß er in glühender Leidenschaft des Augenblicks flüsterte:

„Maria, wir müssen zusammen kommen, wir müssen, willst Du? Ich will ja alles tun, was Du verlangst, denn ich muß leben mit Dir! Allein kann ich es nicht. Liebst Du mich denn? Liebst Du mich?“

Da war sie ihrer nicht mehr mächtig, zog ihn an sich, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf den Mund, und wieder und wieder, und ließ sich küssen und sagte aus tiefster Seele:

„Ja, ich liebe Dich! O Gott, o Gott, ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Das Plätschern des Wassers übertönte ihre Worte. Einen Augenblick blieben sie im Taumel der Leidenschaft einander umschlungen haltend. Maria da Caza dachte an nichts als ihr Glück, an ihre Liebe. Stassingk jedoch horchte einen Augenblick auf, und sah, wie sich drüben im großen Salon der Maler erhob. Er ließ Maria los und zischte ihr zu:

„Stöckl kommt!“

Mit aller Geistesgegenwart sprang er auf, trat, Maria da Caza im Dunkeln lassend, in den Salon, indem er rasch auf Peter Stöckl zuging:

„Nun, haben Sie etwas gefunden?“

Sie lehnten sich am Tisch über das Papier. Maria blieb sitzen, unbeweglich, wie erstarrt. Die Szene hatte nur wenige Sekunden gedauert, und doch schien es ihr, als wäre es ein langes, langes Glück gewesen, als Entschädigung für Jahre der Entsagung, der Gleichgültigkeit und Kälte. Ein Versprechen hatte er ihr gegeben: er wollte leben mit ihr. Sie hatte es ja gefühlt, daß sie zu einander kommen mußten, einmal doch über kurz oder lang. Sie wußte, daß sie ihm vertrauen konnte, daß er es einmal sagen würde, und nun, daß sie ihm vertrauen mußte, wann er es ausführen wollte.

Jetzt fühlte er sich plötzlich schon wie fremd in diesem Hause, das sie einst würde verlassen müssen, um ihm zu folgen und mit ihm glücklich zu sein, als sein Weib bis ans Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Natürlich. Bahnbeamter: „Aber, Max, gestern hast Du die neue Eisenbahn bekommen und heute sind bereits sämtliche Wagen kaput!“

Söhnchen: „Aber Vater, Du weißt doch selbst am besten, wie rasch so ein Eisenbahnglück geschehen ist!“